

Juch genannten Marken und Produktnamen unterliegen waren-
 oder patentrechtlichem Schutz bzw. sind Warenzeichen oder
 anzeichen der jeweiligen Inhaber. Die Wiedergabe von Marken,
 brauchsamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen u.s.w. in
 chtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der
 lche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-
 frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt

urestockx.com

2008
 saarbrücken

üller Aktiengesellschaft & Co. KG, Dudweiler Landstr. 125 a,
 n, Deutschland,
 9100-698, Telefax +49 681 9100-988,
 verlag.de

tschland:
 Lange o.H.G., Zehrendorfer Str. 11, D-12277 Berlin
 | GmbH, Gutenbergring 53, D-22848 Norderstedt

364-7739-0



UB Hildesheim
 09: 00402

1	We love to entertain you. Eine Einführung	1
1.1	Zum Aufbau der Untersuchung	3
2	Diskurse der Liebe	5
2.1	Antike	6
2.1.1	Platonische Liebe	6
2.1.2	Aristoteles	8
2.2	Christentum	9
2.3	Mittelalter	11
2.4	Von der Renaissance zum Sturm und Drang	12
2.5	Romanik	16
3	Exkurs: Strukturwandel des 18. Jahrhunderts	19
3.1	Vom ‚Haus‘ zur ‚Kleinfamilie‘	19
3.2	Vom Buch zum literarischen Markt	21
3.2.1	Autor	22
3.2.2	Verlagswesen	22
3.2.3	Buchhandel und Bibliothekswesen	23
3.2.4	Leser	24
4	Soziologie der Liebe	25
4.1	Die Klassiker: Simmel und Parsons	25
4.2	Liebe als Kommunikationsmedium: Niklas Luhmann	27
4.3	Liebe als Kulturmedium: Werner Faulstich	29
4.4	Liebe als Partnerschaft: Anthony Giddens	31
4.5	Liebe als anthropologisches Bedürfnis: Günter Dux	33
4.6	Liebe als Religion: Ulrich Beck und Hartmann Tyrell	34
4.7	Liebe als kulturelles Programm: Karl Lenz	37
4.7.1	Das kulturelle Programm der romantischen Liebe	38
4.7.2	Veränderungstendenzen in Beziehungsnormen	39
4.7.3	Soziologische Deutungsversuche. Einordnung	40
4.7.4	Romantisch gesteigerte und entromantisierte Liebesvorstellungen der Gegenwart	41
5	Karl Lenz' Liebesbegriff als vergleichende Kategorie. Friedrich Schlegels <i>Lacriade</i> und <i>Sex and the City</i>	43
6	<i>Lacriade</i>	45
6.1	Der Autor	45
6.2	Roman. Inhalt und Struktur	46
6.3	Lesarten: Romantheorie oder Liebesgeschichte	47
6.4	Produktions- und Rezeptionsgeschichte	48
6.5	„Lehrjahre der Männlichkeit“	50
6.6	Die <i>Lacriade</i> -Liebe	53

7.1 Die Buchvorlage von Candace Bushnell..... 60

7.2 Sender und Einschaltquoten..... 61

7.3 Das Autorenteam der Fernsehserie..... 62

7.4 Exkurs: Das Genre Serie, Wirkungsspezifizierung, Definition und Geschichte..... 63

7.5 *Sex and the City*: Inhalt und dramaturgische Struktur 65

7.5.1 Staffel Eins..... 67

7.5.2 Staffel Zwei..... 68

7.5.3 Staffel Drei..... 68

7.5.4 Staffel Vier..... 69

7.5.5 Staffel Fünf..... 71

7.5.6 Staffel Sechs, Erster Block 72

7.5.7 Staffel Sechs, Zweiter Block 73

7.6 Rezeption und Kritik 74

7.7 Eine US-amerikanische Fernsehserie in der Tradition des deutschen Bildungsromans 76

7.8 Lehrjahre der Weiblichkeit..... 79

7.8.1 Charlotte York..... 80

7.8.2 Miranda Hobbes..... 83

7.8.3 Elternschaft..... 86

7.8.4 Samantha Jones..... 87

7.8.5 Carrie Bradshaw..... 90

in deutscher Roman von 1799 und eine zeitgenössische US-amerikanische Fernsehserie im Vergleich, Schlussbetrachtung..... 97

Lehrverzeichnis..... 100

Literatur..... 100

Artikel, Pressemitteilungen, Studien 106

Audiovisuelle Medien..... 109

Internet-Adressen 110

und the City-Bibliografie 111

1 We love to entertain you. Eine Einführung

Die finale Folge der Kultserie *Sex and the City* sehen am Dienstag, den 14. Dezember 2004, um 21:15 Uhr bis zu 4,35 Millionen Zuschauer,¹ teilt die *ProSieben Television GmbH* mit.

Im September 2001 heißt es auf *ProSieben* zum ersten Mal „Dating, mating and relating“.² Damit starten die Hauptfiguren Carrie, Samantha, Miranda und Charlotte aus der US-amerikanischen Serie des Abonnement-Senders *HBO* ihren Siegeszug auch hierzulande. Bis zu 2,39 Millionen Zuschauer lassen sich die ersten beiden Staffeln nicht entgehen. Die Staffeln drei bis sechs erreichen bis zu 4,54 Millionen Zuschauer ab drei Jahren sowie Marktanteile von bis zu 26,1 Prozent bei den 14- bis 49-Jährigen.³

94 Folgen lang dreht sich für diese Zuschauer alles um das Leben, die Freundschaft und vor allem das Lieben der vier New Yorker Protagonistinnen aus *Sex and the City*.

Carries Zeitspaltkolumne über ihr Singles-Dasein in der Metropole gibt der Serie den Rahmen. Im Kreise der Freundinnen verhandeln Carrie, die frivole PR-Beraterin Samantha, die kühle Rechtsanwältin Miranda und die konservativ-brave Galeristin Charlotte explizit jede Begegnung mit dem anderen Geschlecht. Witzig, temporeich und tabullos dialogisieren die vier gut situierten Heldinnen vornehmlich an den „hot spots“ New Yorks über seelische wie körperliche Unzulänglichkeiten ihrer Geschlechtspartner. Dass ein „Mr. Right“, ein „Manns fürs Leben“, in ihren Liebesabenteuern ausbleibt, kompensieren die vier attraktiven, ungebundenen, erfolgreichen Mitdreißigjährigen lebenslustig mit dem Lob auf die Frauenfreundschaft und der Verehrung des Designer-Steckschuhes.

Als Auftakt zum großen Show-Down für die letzten zwölf Folgen zeigt *ProSieben* das *Forenelli Sex and the City-Special*.⁴ Der ausführende Produzent Michael Patrick King erläutert in der Sendung: „Die Leute dachten, es geht nur um Sex oder um Mode und mit der Zeit begannen sie zu erkennen, dass es eigentlich um Liebe geht.“ Der „Trick“, der die Handlung der Serie antreibt, sei schlicht, so die US-amerikanische Feministin Naomi Wolf, die „Suche nach dem richtigen Mann“ – das Streben nach der großen Liebe.⁵ Auch Joanna Di Matia vom *Centre for Women's Studies and Gender Research* der *Morash University* in Australien bezeichnet die Suche nach Mr. Right als „compelling feature of the Sex and the City formula“⁶ – als hervorstechendes Merkmal der Serie. Di Matia konkretisiert ihre Diagnose wie folgt: „It features an active engagement by its

¹ Vgl.: ProSieben 2004(a).

² ProSieben 2004(a). Vgl.: to date = miteinander ausgehen, to mate = sich paaren, to relate with s.o. = eine persönliche Beziehung zu jmdm. haben. Vgl.: <http://dict.leo.org/>; Zugriff am 04.03.2005.

³ Alle Quoten nach: ACR/GRK, Fernsehforschung/Seven One Media Marketing und Research, Basis: alle Fernsehhaushalte Deutschlands (integriertes Fernsehpanel D + EU).

⁴ Vgl.: ProSieben: *Forenelli Sex and the City*, 07.12.2004.

⁵ Wolf 2004.

⁶ Di Matia 2004, S. 17.

Die Soziologin EVA LUHNS steht in ihrer Studie *Love After Love* gegen Ende des 18. Jahrhunderts verbunden. Im Vorwort der US-amerikanischen Studie merkt Alex Kearsney an, dass das Wort ‚romantisch‘ in der englischen Sprache ‚vollkommen ambivalentfrei zur Bezeichnung von besonders intensiven, atmosphärisch aufgeladenen Momenten der Liebe‘ verwendet werden könne, während es in der deutschen Sprache dieselbe Unzweideutigkeit nur in Anwendung auf bestimmte Ideen oder Denker besitze.¹⁷

»Vielleicht brauchen moderne Frauen einen Spickzettel, um nicht zu vergessen, dass die Romantik noch lebt?«,¹⁸ fragt sich Carrie in Folge sechs der dritten Staffel *Sex and the City*. Bereits in der Pilotfolge hat sie ihre Freundinnen ermahnt: »Sind wir wirklich so zynisch? Wo bleibt die Romantik?«¹⁹

Das große Wörterbuch der deutschen Sprache spezifiziert das Wort ‚romantisch‘ als »die Epoche des europäischen, besonders des deutschen Geisteslebens vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts betreffend«.²⁰ Ist der aktuelle Diskurs über die Liebe tatsächlich in diesem Sinne ‚romantisch‘?

1.1 Zum Aufbau der Untersuchung

Nach einer Einführung (1. Kapitel) skizziert »Diskurse der Liebe« (2. Kapitel) die historisch relevanten Idealmodelle der Liebe, die von der Antike bis zur deutschen Frühromantik vorrangig über literarische Prozesse der Bedeutungsproduktion Gestalt angenommen haben. Es werden die Liebesemanationen von der platonischen über die christliche, biblische und hedonistische bis hin zur romantischen Liebe vorgestellt.

Das dritte Kapitel liefert einen Exkurs über den Strukturwandel des 18. Jahrhunderts. Der gesellschaftliche Wandel, der als neue Sozialform die bürgerliche Familie und als kulturelles Teilsystem den literarischen Markt hervorbringt, ist die Grundlage für den Kulturerfolg der romantischen Liebe.

Das vierte Kapitel, »Soziologie der Liebe«, rückt das Phänomen der Liebe ins klassische Forschungsfeld der Soziologie. Die Deutungsversuche der frühen formalen Soziologie von Simmel und Parsons werden Luhmanns systemtheoretischem Verständnis der Liebe vorangestellt. Mit Luhmanns Liebe als ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium aufzufassen, gilt bereits als soziologischer Gemeinplatz.²¹ Neuere soziologische Deutungsversuche am Ende des 20. Jahrhunderts deuten die Liebe zudem als Kulturmedium, anthropologisches Grundbedürfnis oder Religion. Das vierte

¹⁶ Illouz 2003, S. 2.

¹⁷ Illouz 2003, S. XIV.

¹⁸ SatC, St. III, F. 6.

¹⁹ SatC, St. I, F. L.

²⁰ Duden 1999, S. 3223.

²¹ Vgl.: Hahn 1998, S. 155.

protagonists in the re-negotiation of the classic romance fantasy.“ Obwohl die beworben werde als Sendung über Sex und Singles, zeichne sie sich also durch die Behandlung einer ganz klassischen Vorstellung von Liebe aus.

autische Medienpädagogin Elisabeth Hurth erkennt bereits 2002, dass „Liebe heute alterlei Weise zu einem öffentlichen Thema geworden ist.“¹⁶ Es gehe nicht nur um allgemeine Diskussion der Liebesthematik sondern um die „massen-mediale reitung von Liebe“. In Fernsehshows wie *Herzblatt* (ARD), Talkshows wie *Arabella (leben)* oder Daily Soaps wie *Verbotene Liebe* (ARD) erscheine Liebe massenmedial dem Bildschirm. Dabei feiere das Ideal der romantischen Liebe ein rockenswertes Comeback.¹⁷

Liebe erlebt ganz offensichtlich eine Renaissance in den Medien. In den Single-Charts 2003 fragen die Shootingstarer *Black Eyed Peas* „Where is the love?“. In der Werbung antwortet das deutsche Pop-Duo *Rosenstolz* „Liebe ist alles“.¹⁸ In der Werbung *McDonald's* seit 2003 („Ich liebe es“, *Heye & Partner*), *Edeka* schließt sich 2005 Wir lieben Lebensmittel“). Und auch in anderen Branchen wird fleißig mit der Liebe die Liebe zum Produkt geworden. Der Heimwerker-markt *Hornbach* rät 2004: „Liebe Zuhause. Dann liebt es Dich auch“ (*Heimat*). *Zehen* lieben diesen Schuh“, spricht *Adidas* 2005 über den neuen *Wanaka TR GTX*. *Mini* fragt schon 2001 „Is it love“ (*Jung von Matz*). „Aus Liebe zum Automobil“ (*DDB*) heißt es 2003 von *swagga*.¹⁹ Und nicht zuletzt ist es der Privatfernseher *ProSieben*, der auch *Sex the City* unter seinem Motto „We love to entertain you“ ausstrahlt. Der neueste Roman Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison trägt schlicht den Titel *Liebe*.²⁰ Und in dem Buch *Die Liebe und wie sich Leidenschaft erklärt*²¹ präsentiert der Wissenschaftsredakteur vom *Tagespiegel* Bas Kast Fallgeschichten, Experimente, wissenschaftliche Studien, Meta-Analysen und philosophische Zitate rund ums Thema. 29. Februar 2005 titelt der *Spiegel*, die Biologie der Liebe sei entscheidend.²² Noch Dezember 2000 fragte *Focus*, ob uns die Liebe im dritten Jahrtausend erhalten be.¹⁵

Antwort muss lauten: »ja!«.

¹⁵ Mattia 2004, S. 17.

¹⁶ Hurth 2002, S. 14.

¹⁷ Vgl.: Hurth 2002, S. 14. Wiederum Di Mattia zufolge verstehe sich im klassischen Liebesroman die romantische Liebe als Suche: „romantic love as a quest to hear Mr Right two phrases, 'I love you' and 'Will you marry me?'“. Vgl.: Di Mattia 2004, S. 18.

¹⁸ Vgl.: Hitlist Germany, Die offiziellen Top 100 Single Jahrescharts, ermittelt von Media Control.

¹⁹ Vgl.: [/gl.: https://www.mtv.de/billboardgermany/index.php](https://www.mtv.de/billboardgermany/index.php), Zugriff um 19.07.2005.

²⁰ Vgl. alle Slogans (in Klammern Angabe der Agentur) <http://www.slogans.de/>, Zugriff am 9.07.2005.

²¹ Morrison 2004.

²² Kast 2004.

²³ Heye 2005(b).

²⁴ Thiele 2000, S. 138-143.

2 Diskurse der Liebe

„Liebe“ und „lieben“ benennen im Laufe von Jahrhunderten unterschiedliche Realitäten. „Zunächst galt ‚Liebe ist Respekt‘, dann zusätzlich ‚Liebe ist vernünftig und moralisch‘. In der Frühromantik hieß es: ‚Liebe ist die Auflösung der Individualität, Symbiose und Ergänzung‘.“²² So lautet das Fazit Regina Mahlmanns, die viel gelesene, konfessionell nicht gebundene Ehe-Ratgeber aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert analysiert hat.

Und auch Christoph Klotter, dessen Beitrag an der Schnittstelle von Psychologie und Historiographie anzusehen ist, geht davon aus, dass die Liebe in verschiedenen Epochen unterschiedlich konzipiert wurde.²³ Die wirkungsvollsten Konzepte seien uns heute noch ziemlich vertraut. So könne die platonische Liebesvorstellung – in modifizierter Form – bis heute Geltung beanspruchen. Die Anbetungsform der Minne werde zwar kaum noch praktiziert, aber sie sei uns als ein Liebesideal wohlbekannt. Die ‚heidnische Liebe‘ der Renaissance sei zwar heute gesellschaftlich verpönt, komme aber dennoch in der Praxis der Affäre vor. Dies gelte vermutlich auch für das Liebeskonzept Casanovas, der das sexuelle Abenteuer unter dem Vorwand des Verliebtheits fand. Die „umfangende und vollkommen schöne Liebe“ der Frühromantik würden wir ebenfalls als ein Ideal kennen, sie sei allerdings in unseren Tagen profanisier.²⁴

Die Herausgeber von *Liebe als Kulturmedium* verweisen darauf, dass zumindest seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts in den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen zunehmend intensiv und kontrovers diskutiert werde, was denn Liebe überhaupt sei.²⁵ Die Medienwissenschaftler Werner Faulstich und Jörn Glasenapp versuchen aus einer interdisziplinären Perspektive, ausgewählte Spielarten der Liebe historisch zu lokalisieren, zu kontextualisieren und auf ihren jeweils spezifischen kulturbildenden Beitrag hin zu befragen. Faulstich und Glasenapp verweisen auf die Standardwerke, die einige Disziplinen bereits vorgelegt haben. Sie führen auf acht Druckseiten klassische und neuere Beiträge aus Psychologie, Soziologie, Theologie, Philosophie, Literaturwissenschaft, Publizistik, Pädagogik, Werbeforschung, Film- und Fernsehwissenschaft an. Es liegen die vielfältigsten Ergebnisse und Anregungen vor. Doch kein Konstrukt könne bislang beanspruchen, diese Vielfalt zu erfassen. Die Herausgeber von *Liebe als Kulturmedium* plädieren, Liebe „als ein zentrales Phänomen der Kultur zu begreifen [...] dem im Wandel der Zeiten in ganz verschiedenen, vielfältigsten Formen ganz unterschiedliche gesellschaftliche Funktionen zugeordnet werden müssen.“²⁶ Zu den „einschlägigen neueren Buchveröffentlichungen“ zählen

²² Mahlmann 2008, S. 17.

²³ Klotter 1999, S. 78.

²⁴ Klotter 1999, S. 79.

²⁵ Faulstich/Glasenapp 2002, S. 7.

²⁶ Faulstich/Glasenapp 2002, S. 13.

Schluss des Kapitels wird Karl Lenz' Theorem verhandelt, das die Liebe als unrelles Programm versteht. Lenz' These: Die Diskursebene des literarischen Programms werde sukzessive in Beziehungsnormen umgesetzt. Sein Modell gründet sich der Annahme fortschreitender Realisierungsstufen. Lenz diskutiert die Umgestaltungsversuche seiner Disziplin und identifiziert Veränderungstendenzen der Gegenwart.

Kapitel fünf zeigt Lenz' Liebesbegriff als geeignetes Instrument, die Liebesemanik der -Fernsehserie *Sex and the City* zu erfassen. Die Fernsehserie – betrachtet als Erweiterung der Diskursebene – ist ein vorzügliches Gegenstand, um Lenz' Diagnose im romantisch-gesteigerten und zugleich entromantisierten Liebesleitbild der Gegenwart überprüfen. Das Kapitel führt die zentrale These dieser Untersuchung an: Die Liebesemanik von *Sex and the City* transportiert an der Wende zum 21. Jahrhundert den romantischen Sinngehalt.

Das sechste Kapitel ist Friedrich Schlegels *Lucinde* von 1799 gewidmet. In diesem romantischen Roman, der nicht nur für Karl Lenz der Grundtext des literarischen Liebesdiskurses darstellt, wird das Ideal der romantischen Liebe paradigmatisch entfaltet. Das *Lucinde*-Kapitel skizziert zunächst den Werdegang des Autors und untersucht dann den Roman hinsichtlich Inhalt und Struktur sowie Produktions- und Rezeptionsgeschichte. Es werden die Kriterien der *Lucinde*-Liebe ermittelt und mit Lenz, die aus Lenz' Analyse hervorgegangen sind, abgeglichen.

Das siebente Kapitel stellt dem Roman von 1999 die zeitgenössische US-Fernsehserie *Sex and the City* gegenüber. Das Kapitel geht zunächst auf die Produktions- und Rezeptionsgeschichte der zeitgenössischen Serie ein. Den *Sex and the City*-Mediadaten zu Einschaltquoten, Sendeplätzen und Zuschauerprofilen folgt ein Exkurs zum Genre Fernsehserie, seiner Wirkungsspezifika und Geschichte. Die *Sex and the City*-Analyse bezieht sich dann auf die von mir vorgenommene Transkription aller 94 von 2001 bis 2004 auf *ProSieben* ausgestrahlten Folgen. Die mit »...« gekennzeichneten Zitate basieren auf der (synchronisierten) deutschen Fassung, die von *Paramount Pictures* auf DVD vorliegt. (Eine „Bibliografie“ befindet sich im Anhang.) Anschließend diskutiert das Kapitel die Kritiken zu *Sex and the City*, um dann die zeitgenössische Fernsehserie in der Tradition des deutschen Bildungsromans zu betrachten. Die in *Sex and the City* repräsentierten Liebesideale werden anhand der Entwicklungsprozesse der einzelnen Serienprotagonistinnen nachgewiesen.

Das letzte Kapitel ist eine Schlussbetrachtung und fasst die Ergebnisse meiner Untersuchung zusammen.

Faulstich und Glasenapp *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts*,²⁷ herausgegeben von den Soziologen Kornelia Hahn und Günter Burkart. In seinem Beitrag *Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe* skizziert Günter Burkart jene Konzepte von Liebe, die im Wesentlichen in unserem Kulturkreis entwickelt wurden.

Die Auswahl der von mir vorgestellten Diskurse orientiert sich an Burkarts historischer Abhandlung. Burkart stellt seine Skizze dem Panorama der bisherigen Erträge einer Soziologie der Liebe voran. Nicht nur die Soziologie sei sich einig, dass die „romantische Liebe einen vorläufigen Abschluss des abendländischen Liebesverständnisses bildet, in dem zahlreiche Elemente aus verschiedenen Epochen eingeflossen sind“.²⁸ Burkart spricht von einem „platonisch-letztendlich-romantischen Komplex“.²⁹ Im Folgenden werden die historisch relevanten Liebesemanen vorgstellt, wie sie in literarischen Idealmodellen repräsentiert sind. Meine Diskurs-Skizze bezieht sich damit zunächst auf genuin literarische Prozesse der Bedeutungsproduktion. Die Darstellung erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit – zumal zahlreiche historische Darstellungen aus Philosophie und Literaturwissenschaften³⁰ bereits vorliegen – , sondern kann als Einführung gelesen werden.

2.1 Antike

2.1.1 Platonische Liebe

Die platonische Liebeskonzeption gilt neben der christlichen für unseren Kulturkreis als „am wirkungsvollsten“.³¹ Dietrich Schwanitz restimiert in *Bildung*: „Die Lehre von der platonischen Liebe hat in Verbindung mit christlichen Vorstellungen außerordentlich Karriere gemacht.“³²

Platon (427-347 v. Chr.) hinterlässt mit seinem *Symposion* (dt.: *Das Gastmahl*) einen philosophischen Dialog über die Liebe, der bereits die Grundthemen des historischen Liebesdiskurses einführt. Der Philosoph lässt im *Symposion* unter anderen seinen Lehrer Sokrates,³³ dessen Gesprächspartner Phaidros und den Komödiendichter Aristophanes auftreten. Anlass für das hemmungslose Gelage ist der Sieg des Dramatikers Agathon im

Tragödienwettbewerb. Philosophiert wird über Eros, den Gott der Liebe der griechischen Mythologie.

Aristophanes erzählt die Sage vom Kugelmenschen: Als Strafe für seine Annahmungen und seines Übermut hatten die Götter den ursprünglich doppel-geschlechtlichen – und kugelförmigen – Menschen in zwei Hälften getrennt. „Nachdem nun so die Natur entzweigeschnitten war, ging sehnsüchtig jede Hälfte ihrer anderen Hälfte nach, und indem sie sich mit den Armen umschlangen und sich zusammenflochten voll Begierde zusammenzuwachsen, starben sie aus Hunger und gänzlicher Untätigkeit, weil sie nichts getrennt von einander tun wollten.“³⁴ Solcher tödlichen Konsequenz konnten dann die Götter entgegenwirken, nicht aber dem menschlichen Begehren zusammenzuwachsen. „Daher ist jeder das Gegenstück eines Menschen, weil wir wie Schollen aus einem in zwei geschnitten wurden. Ewig sucht jeder sein Gegenstück.“³⁵ – „Nun trägt die Begierde und Jagd nach der Ganzheit den Namen *Eros*“.³⁶

Der Mythos vom Kugelmenschen thematisiert die symbiotische Liebe, die Liebe als Sehnsucht nach der verlorenen Einheit. Platon hebt hiermit hervor, dass die Liebe auf dem Gefühl des Mangels beruhe. Die Liebe gebe von einem Begehren nach Vereinigung aus, von dem Wunsch, eine existenzielle Einsamkeit aufzuheben.

Ein weiteres zentrales Element der platonischen Liebe ist das Streben nach vollkommener Schönheit. Im *Symposion* wird es mit dem Auftritt des Sokrates eingeführt, der über sein Gespräch mit der Priesterin Diotima berichtet: „Denn die Liebe, Sokrates, gilt nicht dem Schönen, wie du glaubst. – Aber wem denn? – Der Zeugung und dem Gebären im Schönen. – So mag es sein, sagte ich. – Und sie: Sicherlich. Warum aber nun der Zeugung? Weil das Ewige und Unsterbliche im Sterblichen die Zeugung ist. Mit dem Guten aber Unsterblichkeit zu begehren ist notwendig, wenn wir doch fanden, daß Liebe nach dem ewigen Besitz des Guten trachtet. Notwendig ist nach dieser Lehre, daß die Liebe auch nach Unsterblichkeit trachtet.“³⁷

Dieser Position zufolge erschöpft sich Liebe ganz und gar nicht im Körperlichen. Auch dem Kugelmenschen galt bereits das symbiotische Streben viel weniger der sexuellen Vereinigung als der Wiederfindung der von göttlicher Hand zerstörten Einheit. Die Liebe soll also transformiert werden in ein Streben nach dem Guten und dem Schönen, letztlich nach der Unsterblichkeit.

Eros wird hierbei zum Vermittler für das höchste Gut des Menschen. Bevor Sokrates im *Symposion* über sein Gespräch mit Diotima berichtet, charakterisiert Phaidros die Berufung des Eros: „Denn was die Menschen [Liebhaber und Geliebte, d. V.], die schön zu leben trachten, ihr ganzes Leben leiten muß, das kann nicht die Verwandtschaft ihnen noch Ehren, noch Reichtum, noch Rechtum, noch irgend andres so schön verteilen wie Eros.“³⁸

³⁴ Platon 2003, S. 57. Vgl. a. Klotter 1999, S. 26.

³⁵ Platon 2003, S. 58. Vgl. a. Bergmann 1987, S. 70.

³⁶ Platon 2003, S. 60.

³⁷ Platon 2003, S. 90.

³⁸ Platon 2003, S. 49.

²⁷ Burkart/Hahn 1998. Sammelband mit soziologischen Beiträgen zu einer vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend geförderten Tagung im Oktober 1997. Die Herausgeber sind am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Lüneburg im Forschungsbereich „Soziologie intimer Beziehungen“ tätig.

²⁸ Burkart 1998, S. 24.

²⁹ Burkart 1998, S. 24.

³⁰ Burkart nennt Singer, Irving: *The nature of love*. Chicago. Plato to Luther. 1984 / Courtly and romantic. 1984 / *Modern World*. 1987. Vgl.: Burkart 1998, S. 15 u. S. 48.

³¹ Burkart 1998, S. 16.

³² Schwanitz 2002, S. 67.

³³ Sokrates hat nichts Schriftliches hinterlassen, und so stammt fast alles, was wir über ihn wissen, aus den philosophischen Dialogen seines Schülers Platon.“ Vgl.: Schwanitz 2002, S. 66.

Christoph Klotter erscheint in seiner Darstellung der abendländischen Liebesvorstellungen³⁹ die platonische Liebe „als moralische Aufbauhilfe zum schönen und guten Leben“.⁴⁰ Die platonische Liebe transzendiert die leibliche Begierde⁴¹ auf einer Stufenleiter: „Der junge Mensch wird von körperlicher Schönheit angezogen. Unter geeigneter Führung kann er zu der Erkenntnis gelangen, daß die besondere Schönheit des einzelnen Körpers nur ein Beispiel des körperlich Schönen überhaupt ist. Sobald ihm das klar ist, wird seine Neigung zum einzelnen, besonderen Körper nachlassen. Auf der nächsten Stufe wird der Zögling erkennen, daß die Schönheit der Seele schöner ist als die Schönheit des Körpers. Und von hier aus wird er Schönheit von Naturwissenschaft und Philosophie entdecken. Stufe für Stufe wird er schließlich dahin gelangen, über das absolute Schöne nachzusinnen“⁴², so der Freud-Schüler Martin S. Bergmann in seiner psychoanalytisch orientierten *Geschichte der Liebe*. Schwannitz zufolge führt Platons philosophisches Konzept „von der Sinnlichkeit über die Liebe zur schönen Seele und zur Wissenschaft bis zur Teilhabe am Mysterium der göttlichen Unsterblichkeit“.⁴³

2.1.2 Aristoteles

Bei Platons Schüler Aristoteles (384-322 v. Chr.) findet sich eine andere Vorstellung von Liebe. Aristoteles stellt die Liebe als ‚philia‘, die vorzugsweise Freundschaft meint, in den Mittelpunkt. Für Aristoteles, so Regina Mahlmann in einer Betrachtung der antiken Wurzeln der zeitgenössischen Liebesauffassung,⁴⁴ bezeichnete Freundschaft eine Beziehung, in der Freunde bewusst einander wohl wollen. Aristoteles unterscheidet drei Arten der Freundschaft: die um des Vergnügens, um des Nutzens und der Tugend willen geschlossene Freundschaft. Nur die dritte sei von ethischem Wert.⁴⁵ Aristoteles’ Liebesbegriff hat seinen Ort in der praktischen Philosophie, der Ethik, und bezeichnet die vergemeinschaftende Kraft der Liebe. Burkart hebt hervor, dass ‚philia‘ weniger eine Empfindung als eine Tugend sei, eine moralische Kategorie, welche die Vergemeinschaftung ermöglichte und fördere. Die ‚philia‘ soll als intime und exklusive Beziehung das Band sein, das jegliche Gemeinschaft – Familie, Polis, sogar das Imperium – zusammenhält.⁴⁶

³⁹ Vgl.: Klotter 1999, S. 11 ff.

⁴⁰ Klotter 1999, S. 24 f.

⁴¹ Schwannitz und andere heben hervor, dass es im *Symposion* „hermungslos-homoeristisch“ zugehe: „Homosexualität war als Knabenliebe Teil eines vergeistigten Lehrer-Schüler-Verhältnisses“. Vgl.: Schwannitz 2002, S. 67. Bezogen auf die griechische Antike ließe sich Platons Theorie als Sublimierung homosexueller Begierde interpretieren.

⁴² Bergmann 1987, S. 78.

⁴³ Schwannitz 2002, S. 67. Vgl. u.: Platon 2003, S. 40.

⁴⁴ Mahlmann 2003, S. 17 ff.

⁴⁵ Vgl.: Mahlmann 2003, S. 19 ff.

⁴⁶ Mahlmann 2003, S. 17.

2.2 Christentum⁴⁷

Als in der Regierungszeit Konstantins des Großen (325-337) das Christentum zur römischen Staatsreligion geworden ist, bestimmen von nun an die christlichen Vorstellungen der Gottesliebe auch das Verständnis von menschlich-weltlicher Liebe. Burkart verweist darauf, dass auch noch in den deutschen Konversationslexika des 18. Jahrhunderts die Gottesliebe das Stichwort ‚Liebe‘ dominierte.⁴⁸ Das Christentum integriert allerting griechisch-antike Elemente der Liebe. Schließlich, so Roger Thiede in seinen im *Focus* erschienenen „philosophischen Annäherungen an ein großes Gefühl“, seien im griechischen *Triō* aus ‚eros, philia und agape‘ „die sinnliche, die freundschaftliche und die karitativ-göttliche Dimension gut katalogisiert“.⁴⁹ Dem platonischen Eros entspricht das christliche Streben nach dem höchsten Gut für die Seele – also letztlich nach Gott. Die aristotelische ‚philia‘ findet Eingang in die Vorstellung der christlichen Nächstenliebe. Zum Grundmotiv der christlichen Theorie wird der ursprünglich antike Begriff ‚agape‘. Das griechische Verb ‚agapan‘ bedeutet „sich zufrieden geben mit etwas“, aber auch „jemanden mit Achtung behandeln, bevorzugen“.⁵⁰ In der Religionswissenschaft wird das „abendlische Mahl der frühchristlichen Gemeinde mit Speisung der Bedürftigen“ Agape genannt.⁵¹ Zum festen christlichen Begriff wird ‚agape‘ – lateinisch: ‚caritas‘ – durch das *Neue Testament*, wie Mahlmann feststellt.⁵²

Der griechische Philosoph Plotin (ca. 205-270), der als Hauptvertreter des Neoplatonismus gilt, verwendet den Begriff ‚agape‘ für die herabsteigende Liebe, als ein vom Subjekt ausgehendes freies Tun, wodurch das Geringere erhoben wird.⁵³ Burkart zitiert hierzu⁵⁴ Irving Singer: „Through agapé God loves man (and everything else) in a free bestowal of unlimited goodness“.⁵⁵ Gott mache sich den Menschen zum Geschenk. „Agapé creates philia. As the ultimate fact about the universe, agapé makes eros possible.“⁵⁶ Agape bringe Philia hervor und ermögliche letztlich Eros. Gleichwohl, so Burkart, wurde im Christentum der Konflikt zwischen Agape und Eros betont.

⁴⁷ Das Christentum stellt im eigentlichen Sinne keine historische Epoche dar. Die Kategorie wird verwendet in Anlehnung an Klotter. Das Christentum – vor allem dessen Grundfrage, die Bibel – lässt sich als spezifische Kultur verstehen und zeitlich verorten. Vgl.: Klotter 1999, S. 81.

⁴⁸ Kaple-Blume 1988, S. 218 ff. Zt. n.: Burkart 1998, S. 18.

⁴⁹ Thiede 2006, S. 141.

⁵⁰ Vgl.: <http://de.wikipedia.org/wiki/Agape>, Zugriff am 12.03.2005.

⁵¹ Duden 2004, S. 54.

⁵² Vgl.: Mahlmann 2003, S. 18 f.

⁵³ Vgl.: <https://de.wikipedia.org/wiki/Agape>, Zugriff am 12.03.2005.

⁵⁴ Burkart verweist außerdem auf *eros*. Aus der jüdischen Tradition übernommen sei *romos* die Liebe zum Gesetz Gottes, die Unterwerfung unter seinen Willen. Vgl.: Burkart 1998, S. 18.

⁵⁵ Singer 1984, S. 269. Zt. n.: Burkart 1998, S. 18.

⁵⁶ Bestowal = Schenkung; goodness = Güte. Vgl.: <http://dict.leo.org/>, Zugriff am 16.03.2005.

⁵⁷ Singer 1984, S. 269. Zt. n.: Burkart 1998, S. 18.

Die irdische Liebe findet in der Bibel bereits im ersten Buch Mose (*Genesis*) Erwähnung: „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seiner Frau anhangen, und sie werden ein Fleisch.“ (1. Mose 2: 24).⁵⁸ Schon das folgende Kapitel verweist allerdings auf das destruktive Moment irdisch-stünnlicher Liebe. Es handelt von Adams und Evas Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies.

Von einer positiven Kraft irdischer Liebe spricht das *Alte Testament* selten: „Und Jakob gewann Rahel lieb und sprach: Ich will Dir sieben Jahre um Rahel, deine jüngere Tochter, dienen. So diente Jakob um Rahel sieben Jahre, und es kam ihm vor, als wären's einzelne Tage, so lieb hatte er sie.“ (1. Mose 29: 18-20).

Eine Ausnahmestellung nimmt das *Hohelied Salomos* ein, eine Sammlung von Liebesliedern. Bergmann verweist darauf, dass der jüdische Gelehrte Marc Rozelaar nachweisen konnte, dass das *Hohelied* der hellenistischen Tradition erotischer Dichtungen entspreche.⁵⁹ Klotter zitiert den französischen Sozialwissenschaftler Jacques Le Goff, demzufolge das *Hohelied* „beibend vor Liebestrunkenheit und sogar durchglüht von erotischem Feuer“ sei.⁶⁰ Im *Hohelied* heißt es: „Er küsste mich mit dem Kusse seines Mundes, denn seine Liebe ist lieblicher als Wein. [...] Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hängt. [...] Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Junglingen. Unter seinem Schatten zu sitzen begehre ich, und seine Frucht ist meinem Gaumen süß. [...] Seine Linke liegt unter meinem Haupt, seine Rechte herzt mich. [...] Wenn einer alles Gut in seinem Haus um die Liebe geben wollte, so könnte das alles nicht genug sein.“ (HI 1:2, 1:13, 2:3, 8:3, 8:7). Offenkundig wird hier über den sexuellen Genuss der Liebe berichtet. Doch Goff betone, so Klotter, „dass das Neue Testament eine demütige positive Einstellung zur Liebe und Sexualität nicht mehr hatte.“⁶¹ Bergmann weist darauf hin, dass das *Hohelied* „tatsächlich“ in Gefahr stand, „aus dem Alten Testament ausgeschlossen zu werden.“⁶² Es sei nur dadurch gerettet worden, dass man es allegorisch interpretierte. Die Christen sahen darin einen Liebesgesang zwischen Christus und der Kirche. Als Allegorie erlangte das *Hohelied* schließlich kanonische Geltung.⁶³

Im *Neuen Testament*, im *Evangelium nach Matthäus*, verweist Jesus auf die oben genannte Stelle im ersten Buch Mose. Er zitiert sie als Antwort auf eine Provokation der Pharisäer: „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seiner Frau hängen, und die zwei werden ein Fleisch sein.“ So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!“

⁵⁸ Alle Bibelzitate: Die Bibel. Nach der Übersetzung Martin Luthers. In der revidierten Fassung von 1984. Deutsche Bibel-Gesellschaft. Stuttgart 2000.

⁵⁹ Bergmann 1987, S. 131. Vgl.: Rozelaar 1954, Vgl. a.: Rozelaar, 1991.

⁶⁰ Goff 1995, S. 166. Zitiert in: Klotter 1999, S. 36.

⁶¹ Goff 1995, S. 167. Zitiert in: Klotter 1999, S. 36.

⁶² Bergmann 1987, S. 130.

⁶³ Vgl.: Bergmann 1987, S. 130.

(Mt 19: 5-6). Aus dem Postulat des Einsseins – das an Platon erinnert – zieht Jesus die Konsequenz, den Ehebruch strikt zu verbieten.

2.3 Mittelalter

Bis zum 9. Jahrhundert wird der Zweierbeziehung von Mann und Frau eine überwiegend weltliche Natur zugeschrieben. Dann mischt sich die Kirche zunehmend in Ehe-Angelegenheiten ein und institutionalisiert schließlich im 13. Jahrhundert die christliche Ehe. Klotter verweist hierzu auf den französischen Mediävisten Michel Sot, der die Auffassung Goffs bestätige, die christliche Ehe sei eine Erfindung des Mittelalters.⁶⁴ Sot bezeichnet diese Institutionalierung als Kunstgriff, ohne den die Ehe ein Ort der Sünde geblieben wäre, den die Kirche nicht hätte tolerieren können. Mit dem Segen der kirchlichen Trauung sei auch die körperliche Vereinigung völlig der Gottesliebe untergeordnet worden.⁶⁵ Die Lust wird aus der christlichen Ehe weitestgehend verbannt, Beischlaf in der Ehe hat von nun an ausschließlich der Fortpflanzung zu dienen. Eheliche Liebeslust lehnen die Moraltheologen strikt ab, weil sonst zu wenig Liebe für Gott übrig bliebe.⁶⁶ Faulstich verweist in diesem Zusammenhang auf Jean-Louis Flandrin, demzufolge keiner der alten Theologen in den Debatten über eheliche Sexualität auf Liebe zu sprechen kommt.⁶⁷ Vielmehr seien „die eheliche Pflicht“, das „debitum“ (jeder Ehegatte darf über den Körper des anderen verfügen), und der Verzicht auf sexuellen Genuss um seiner selbst willen hervorgehoben worden. Denn die sexuelle Vereinigung solle allein der Fortpflanzung dienen.⁶⁸

Klotter verbindet mit der ‚verchristlichten‘ Ehe einen prägnanten Umbruch: „Die Ehepartner müssen der Ehe zustimmen und nicht die Familie. Damit wird die Ehe individualisiert. Noch muss sie nicht auf romantischer Liebe beruhen, aber in jedem Fall auf Nächstenliebe. Und sie muss auf strikter ehelicher Treue basieren.“⁶⁹

Das Mittelalter bringt auch das höfische Minnekonzept hervor, das teilweise im Gegensatz zur christlichen Ehe steht. Bergmann beruft sich auf den britischen Theologen Clive Staples Lewis und seine 1936 erschienene Studie *The Allegory of Love*. Lewis definiere die Minne „als eine außerordentlich spezialisierte Form der Liebe, in der sich Demut, Höflichkeit, Ehebruch und Liebesregeln miteinander verbinden.“⁷⁰ Ein Vorbild für den Liebesdienst ist den Minnesängern der Dienst Jakobs um Rahel im ersten Buch Mose.⁷¹ Burkart charakterisiert den Minnedienst als einen solchen, der „den Liebenden außer

⁶⁴ Vgl.: Sot 1995, Undt Goff 1995, Zitiert in: Klotter 1999, S. 42.

⁶⁵ Vgl.: Sot 1995, S. 186. Zitiert in: Klotter 1999, S. 42.

⁶⁶ Vgl.: Klotter 1999, S. 54.

⁶⁷ Vgl.: Flandrin 1984, S. 154. Zitiert in: Faulstich 2002(b), S. 108.

⁶⁸ Vgl.: Flandrin 1984, S. 155. Zitiert in: Faulstich 2002(b), S. 108.

⁶⁹ Klotter 1999, S. 43. Vgl.: Goff 1995, S. 282.

⁷⁰ Vgl.: Bergmann 1987, S. 141. Vgl. a.: Lewis 1971

⁷¹ Bergmann 1987, S. 127.

sich selbst bringt und über sich hinaus hebt.⁷² Dabei zielen die Minne nicht auf die Vereinigung des Liebespaars ab. Auch die Politikwissenschaftlerin Florence Montreynard stellt fest: „die Minne möchte die Trennung aufrechterhalten und nicht mit dem religiösen und gesellschaftlichen Gebilde des Paares enden.“⁷³ Der französische Sozialwissenschaftler Jacques Solé bestätigt die Diagnose: „Auch wenn es irgendwann zu einer körperlichen Begegnung zwischen dem Paar kommen sollte, dann bleibt es beim Küssen, bei den Zärtlichkeiten. Der Koitus wird nicht vollzogen.“⁷⁴ Nicht sinnliche Befriedigung sei das Ziel, sondern eine ekstatische Liebe, die auf dem nicht erfüllten und nicht erfüllbaren Begehren basiert. Klotter identifiziert eine strukturelle Übereinstimmung mit dem sokratischen Modell der Liebe: erst aus dem Mangel heraus werde die Liebe ekstatisch.⁷⁵ Trotz der keuschen Attitüde konstituiert sich die Minne als „Anbetung einer verheirateten Frau durch einen ledigen Ritter“.⁷⁶ Damit ist die Minne zugleich eine „Attacke gegen die Kirche, gegen die Ehe und die neue Ehemoral“.⁷⁷ Von einer nicht auf der Ehe beruhenden, folglich illegitimen und von bedingungsloser Raserei der Sinne durchdrungenen Liebe, die auch den Tod in Kauf nimmt, handelt *Tristan und Isolde*. Der aus dem bretonischen Sagenkreis stammende, ab dem 12. Jahrhundert vielfach bearbeitete Stoff⁷⁸ gilt als „paradigmatisch für das europäische Liebesverständnis“.⁷⁹

2.4 Von der Renaissance zum Sturm und Drang

In der Renaissance gewinnt ab Mitte des 15. Jahrhunderts das ‚Heidnische‘ mehr und mehr an Einfluss. Die Liebe wird „profaner, sinnlicher, heiterer“.⁸⁰ Für Achillo Olivieri hat der italienische Schriftsteller Pietro Aretino (1492-1556) den Prototypen der neuen Liebesvorstellung und Sinnlichkeit der Renaissance dargestellt. Aretinos um 1535 entstandene Schrift *Die Gespräche des göttlichen Pietro Aretino* handelt von Prostituierten – sofern die Kurtisane, die Geliebte eines Adligen am Hofe, als solche zu bezeichnen ist. Aretino lässt jene unverblümt über ihre Liebesdienste berichten. Papst Paul IV. (1476-1559) setzt Aretinos Werke nach dessen Tod auf den Index.⁸¹ In der

⁷² Vgl.: Burkart 1998, S. 18.

⁷³ Montreynard 1998, S. 188 f. Zl. n.: Klotter 1999, S. 45.

⁷⁴ Solé 1995, S. 93. Zl. n.: Klotter 1999, S. 45.

⁷⁵ Vgl.: Klotter 1999, S. 45.

⁷⁶ Vgl.: Klotter 1999, S. 44.

⁷⁷ Klotter 1999, S. 44.

⁷⁸ Wikipedia verweist auf die Versepen von Thomas von Britanien (um 1165), Eilhard von Oberge (1180) und Gottfried von Stralburg (um 1210), auf eine Tragödie von Hans Sachs (1553), eine Erzählung von Thomas Mann und eine Oper von Richard Wagner (1859). Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Tristan_und_Isolde, Zugriff am 21.03.2005.

⁷⁹ Vgl.: Burkart 1998, S. 18.

⁸⁰ Vgl.: Klotter 1999, S. 47.

⁸¹ Der Inhalt der von Mitte des 16. bis Mitte des 20. Jahrhunderts im Index Librorum Prohibitorum indizierten Werke gilt als religiöse beziehungsweise sittliche Gefährdung der Seelen der Gläubigen.

lateinischen Fassung *Formidiascabus* wird Aretinos gewagte Schritt spätestens im 17. Jahrhundert auch in Deutschland rezipiert.⁸²

In den *Gesprächen* erzählt „Nanna in Rom unter einem Feigenbaum der Antonia von dem Leben der Nonnen“.⁸³ Das Klosterleben ermöglicht die organische Befriedigung erotischer Begierden. Die mittelalterliche Gottesliebe verkehrt sich hier ins Gegenteil. Aretinos ironische Formulierung „amore dei“ meint offenkundig Fleischeslust: „Auf den ging sie ganz heiter in ihrer Nächstenliebe zu und führte ihn in die Höhle, wo sie die Betrüben tröstete. Da zog sie ihm zuerst den Rock aus und nestelte ihm dann die Hosen auf, und als sie das Hähnchen gefunden hatte, da streichelte sie’s so zärtlich, bis es sich ganz stolz aufrichtete und wie ein Hengst, der sich von der Halfter löstreißt, um zu der Sante zu gelangen, ihr plötzlich zwischen die Beine fuhr.“⁸⁴ Auf den von Nanna beschriebenen klösterlichen Gemälden „war auch das Volk Israel abgebildet, das sie ganz umsonst beherrschte und immer Amore dei befriedigte.“ Die freizügige Renaissance verspottet das moraline, Sexualität und Erotik unterdrückende Mittelalter. Sexualität ist in der Renaissance nicht mehr verpönt, sondern gehört – laut Klotter – zu dem, „was die Welt an Schömem und Erfreulichem zu bieten hat“.⁸⁵ Dabei diene die Liebe dazu, die Sexualität einzukleiden in süße, bezaubernde Formeln. Schöne Liebeswörter etablieren sich als eine Art „soziale Konvention der Annäherung, um alsbald den sexuellen Akt zu vollziehen“.⁸⁶ Für Burkart ist das „galante Gespräch“ ein unabhängiges Element dieser Art der Liebe. Doch würden „hier keine authentischen Liebes-Geständnisse gemacht oder innere Gefühle ausgedrückt“. Man spreche vielmehr über die „Freunden der Liebe im allgemeinen“.⁸⁷

Präzise wird bei Aretino der sexuelle Akt beschrieben. Galt das Werben der mittelalterlichen Minne der angebeteten Frau, ist nun profane Liebeslust das Ziel.⁸⁸ Klotter identifiziert bei Aretino unterschiedliche Arten der Liebe: die heitere, die ernste und die inszenierte Liebe, die auch tragisch enden kann. Nanna, welche die Kunst der Inszenierung ähnlich gut beherrscht wie später Casanova, beschreibt ihr Vorgehen wie

⁸² Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Pietro_Aretino, Zugriff am 01.09.2005.

⁸³ Vgl.: <http://gutenberg.spiegel.de/aretino/fragnum/frag02.htm>, Zugriff am 26.03.2005. Vgl. u.: Aretino 1987.

⁸⁴ Aretino, Pietro: Die Gespräche des göttlichen Pietro Aretino. Der erste Tag. Wie Nanna in Rom unter einem Feigenbaum der Antonia von dem Leben der Nonnen erzählt. Vgl.: <http://gutenberg.spiegel.de/aretino/fragnum/frag02.htm>, Zugriff am 26.03.2005.

⁸⁵ Klotter 1999, S. 49.

⁸⁶ Klotter 1999, S. 49.

⁸⁷ Vgl.: Burkart 1998, S. 20.

⁸⁸ „Wenn sie zur Messe ging, versperre das Gedächtnis ihrer Verehrer ihr die Straße. [...] Und hier eine sagte: Selig, wer einen solchen Engel sein eigen nennt! Der andere: O Gott, warum zaudere ich, einen Kuss auf ihren Busen zu drücken und dann zu sterben! Dieser sammelte den Staub, den ihr Fuß aufgedrückt hatte, und streute sich diesen auf sein Barett, wie wenn’s Zypriischer Puder gewesen wäre; jener sah sie an und seufzte, ohne ein Wort zu sprechen.“ Vgl.: Aretino, Pietro: Die Gespräche des göttlichen Pietro Aretino. Der zweite Tag. Wie Nanna der Antonia vom Leben der Ehefrauen erzählt. Vgl.: <http://gutenberg.spiegel.de/aretino/fragnum/frag03.htm>, Zugriff am 26.03.2005.

folgt: „Ich stellte mich schamhaft, wie eine Nonne, sah sie [die Männer, d.V.] so fest und unbehagen an wie eine Ehefrau und benahm mich dabei wie eine Hure.“⁹⁰

Aktive Passivität – die Burkart als „Selbstunterwerfung des Mannes unter den Willen der Geliebten“ und als „Eroberung der Frau durch den Mann“ beschreibt⁹¹ – diagnostiziert auch Niklas Luhmann für das Frankreich im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts. Der dort vorherrschende Code der „amour passion“ gründe sich auf „Paradoxierungen“.⁹¹

Burkart verweist darauf, dass die genannten Formen der Liebe einer höfischen Gesellschaft angehörien. Die Ehe schließe diese Formen nicht aus, aber ihr eigentlicher Platz sei außerhalb jener. Bereits der französische Philosoph und Essayist Montaigne (1533-1592) habe den scharfen Gegensatz von Ehe und außerehelich-leidenschaftlicher Liebe betont und letztere in höchsten Tönen gerühmt.⁹²

Erst im 18. Jahrhundert erhält die Liebe ihren Platz innerhalb der Ehe. Es ist eine tugendhafte, vernünftige Liebe. Sie wird vom Diskurs der Empfindsamkeit zwischen 1740 und 1780 kreiert und ist eine Form der Liebe für das Bürgertum. Die hekanimistische Passionen zugehörte empfindsame Liebe bildet eine Synthese aus Sinnlichkeit und Moral. Die empfindsame Frühauklärung will, so Bernd Witte, die Liebe „durch die Herrschaft der Tugendhaftigkeit, durch das Gleichgewicht von Herz und Verstand“, zu einer „bürgerlichen Triebkraft“ machen.⁹³

Witte vergleicht Giacomo Casanovas Memoiren *Aus meinem Leben* und Goethes *Werther*. Beide Werke entstehen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Der weltgewandte Abenteurer Casanova (1725-1798) beginnt 1790 mit der Niederschrift seiner Memoiren und hinterlässt ein Werk, das als „vollständigste und farbigste Abbildung des 18. Jahrhunderts in der Weltliteratur“⁹⁴ Geltung erhalten hat. 1821 vom Brockhaus Verlag erstanden, ist das Originalmanuskript inzwischen in 20 Sprachen übersetzt.⁹⁵ Die neuere Forschung weist nach, dass Casanova „aufrichtiger und faktentreuer“⁹⁶ war, als man immer angenommen hat. Vierzig Jahre lang treibt seine narzisstische Leidenschaft Casanova rastlos durch Europa, macht ihn mit allen Nationen, Schichten und Ständen vertraut. Er hat knapp 120 Geliebte – nicht selten Prostituierte. Der Chevalier de Saingal,⁹⁷ als der er sich selbst bezeichnet, spricht die Sprache der höfischen Gesellschaft, in die er aufgestiegen ist.

⁹⁰ Aretino, Pietro: Die Gespräche des göttlichen Pietro Aretino. Der dritte Tag. Wie Nanna der Antonia von Lehen der Freudenmädchen erzählte. Vgl.: https://guttenberg.spiegel.de/areino/regionam/Druckversion_region04.htm, Zugriff am 31.03.2015.

⁹¹ Burkart 1998, S. 19.

⁹² Luhmann 1982, S. 75 ff.; Zt. n.: Burkart 1998, S. 19.

⁹³ Vgl.: Burkart 1998, S. 20.

⁹⁴ Witte 1988, S. 108; Zt. n.: Burkart 1998, S. 21.

⁹⁵ Vgl.: Casanova 1989, S. 492.

⁹⁶ Vgl.: Casanova 1989, S. 509.

⁹⁷ Vgl.: Casanova 1989, S. 508.

⁹⁸ Casanova 1989, S. 492 ff.

Goethes erster Roman *Die Leiden des jungen Werthers*, der 1774 erscheint und auf der Leipziger Buchmesse sogleich großes Aufsehen erregt,⁹⁸ ist konsequent im bürgerlichen Milieu situiert. Die Literaturwissenschaftlerin Julia Bobsin zeigt, dass die Libertinage, die in Christian Fürchtegott Gellerts *Das Leben der schwedischen Gräfin von C**** noch die dramatische Handlung in Gang gesetzt hat (also die Amour Passion beziehungsweise die außereheliche Affäre), im *Werther* nicht mehr vorkäme.⁹⁹ Die unerfüllte Liebe des jungen angehenden Juristen Werther zur Amtmannstochter Lotte unterscheidet sich von der Art der Liebe, die das Verhältnis Alberts mit seiner Ehefrau Lotte prägte. Bobsin bezeichnet Lottes und Alberts Ehe als „keineswegs schlechte“, sondern „stypisch bürgerlich-empfindsame Ehe“.¹⁰⁰ Burkart sieht in dieser Ehe Liebe und Sexualität kanalisiert, die Ehe werde privatisiert.¹⁰¹ Lottes und Alberts Zuneigung gründe sich auf Verdienste, auf benehbare Eigenschaften: Lotte mag an Albert seine Rechtschaffenheit, Verlässlichkeit und Güte. Er lobt ihre Mütterlichkeit, ihre tätige Nächstenliebe und dazu ihre Munterkeit. Zudem folge ihre Verbindung gleichsam einem Vermächtnis von Lottes Mutter. Werthers Verhalten aber bringe Unruhe in diesen friedlichen Ehe-Alltag, indem es sexuelle Leidenschaft und Seelenliebe über die Grenzen der empfindsamen Vernunft hinausstreibe und auf die Legitimität des radikalen Lebens poche.¹⁰²

Casanova und Goethe weichen mit ihren unterschiedlichen Liebesauffassungen beide von dem Liebeskonzept ab, das die meisten ihrer Zeitgenossen pflegen.

Casanova bedient sich seinen Memoiren zufolge Liebesstrategien, die aus der Renaissance herrühren, und operiert damit europaweit äußerst erfolgreich.¹⁰³

Auch Werthers Begriff von Liebe lässt sich mit der hekömmlichen, Vernunft geleiteten Ehe seiner Zeit nicht vereinbaren. Ihm schwebt eine totale Liebe vor: „ein junges Herz hängt an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszuatmen, dass er sich ihr ganz hingibt“.¹⁰⁴ Die neue Generation empfindsamer bürgerlicher Intellektueller bejahe das Konzept der totalen Liebe Werthers, wie Bobsin hervorhebt. Der protestantischen Orthodoxie hingegen gelte „fiktionale Literatur generell erst einmal als verwerflich“, während die Aufklärer versuchten, dem Roman die „Aufgabe der Moraldidaxe und der Verstärkung von Empfindungen“ zuzurweisen.¹⁰⁵ Selbst für „Anstanzlos

⁹⁸ Vgl. u. a.: http://de.wikipedia.org/wiki/Die_Leiden_des_jungen_Werther, Zugriff am 14.04.2015.

Bobsin verweist u. a. auf gesammelte Rezeptionszeugnisse bei Mandelkow 1980.

⁹⁹ Bobsin 1994, S. 82.

¹⁰⁰ Bobsin 1994, S. 82.

¹⁰¹ Burkart/Hahn 1998, S. 21.

¹⁰² Vgl.: Bobsin 1994, S. 84 ff.

¹⁰³ Klotter zufolge habe die Renaissance Kennzeichen auch in den europäischen Liebesvorstellungen des 17- und 18. Jahrhunderts hinterlassen. Belege finden sich unter anderem in der Geschichte.

Ciucumo Casanova. Vgl.: Klotter 1999, S. 47 f.

¹⁰⁴ Goethe 1954, S. 15 (Werther, 26. Mai).

¹⁰⁵ Bobsin 1994, S. 100.

identifikatorische“ *Werther*-Leser sei allerdings eine „Ehe mit der geliebten Frau“ noch kein Thema gewesen.¹⁰⁶

2-5 Romantik

Die Autorinnen und Autoren der deutschen Romantik (1788-1835)¹⁰⁷ entwerfen schließlich in literarischen und theoretischen Texten ein Ideal der Liebe, das „bis in die Gegenwart fortwirkt“.¹⁰⁸ Dem Soziologen Karl Lenz zufolge hat der „kulturelle Code der romantischen Liebe“ zunächst im „bürgerlichen Roman“ der englischen Literatur Gestalt angenommen.¹⁰⁹ Die deutschen Romantiker Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Friedrich von Schlegel, Novalis, Ludwig Tieck, Karoline von Günderode, Achim von Arnim, Bettina und Clemens Brentano hätten dann, wie Lenz hervorhebt, sogar den Versuch unternommen, ihr neues Ideal zu leben. Die romantische Ehe bedeute den Protagonisten „metaphysische Einheit“, „die Versöhnung von Ich und All außerhalb aller rechtlichen Konventionen“.¹¹⁰ Die „wahre“ Ehe bestehe nicht als Pflicht-, sondern als Glücksgemeinschaft, in der jeder nur dank des anderen zum ganzen Menschen werden könne. Erotik sei dabei der leibliche Ausdruck einer die Totalität des Menschen umfassenden Kommunikation.

Burkart stellt in diesem Zusammenhang fest, dass die Literaturwissenschaftler, welche die zwischen 1770 und 1820 entstandenen Texte der deutschen Romantik untersuchen, zu „unterschiedlichen Ergebnissen kommen, was romantische Liebe im Kern sei, je nachdem, ob sie sich eher auf Novalis oder Schlegel, Fichte oder Brentano, Varnhagen oder Günderode beziehen“.¹¹¹ Für Burkart ist das Projekt der romantischen Liebe zentral, eine „Synthese von Sinnen- und Seelenliebe“ herzustellen. Modelcharakter bestiffe die Liebe, die Goethe im *Werther* zum Ausdruck bringe. Diese neue Form der Liebe setze eine „hoch entwickelte Individualität und eine differenzierte Subjektivität“¹¹² voraus. Individualisierung bedeute aber keineswegs stärkere Autonomie innerhalb der Beziehung, sondern forciertere vielmehr die gegenseitige Bindung. Das Konzept der romantischen Liebe stellt das Paar in den Mittelpunkt. Die romantische Liebe ist „gegenseitig und exklusiv, weltabgewandt und hermetisch“.

Lenz bezieht sich vorrangig auf Friedrich Schlegels *Lucinde* (und zudem auf Paul Kluckhohns Untersuchung zur *Auffassung der Liebe in der Literatur des 18.*

¹⁰⁶ Vgl.: Rohsin 1994, S. 109f.

¹⁰⁷ Meine Periodisierung folgt: Schumacher 1991, S. 254 ff.

¹⁰⁸ Lenz 2003, S. 260.

¹⁰⁹ Allen voran sind Samuel Richardsons *Romane Pamela* (Erstausgabe 1740) und *Clarissa* (Erstausgabe 1747/1748) anzuführen. Im Europa des 18. Jahrhunderts steht Richardson in einem Ansehen, das demjenigen Goethes und Rousseaus vergleichbar ist. Die Genannten haben sich auch vom Richardson zu ihren Briefromanen anregen lassen. Vgl.: Lenz 2003, S. 259 f.

¹¹⁰ Vgl.: Schumacher 1990, S. 261.

¹¹¹ Burkart 1998, S. 22 f.

¹¹² Burkart 1998, S. 22 f.

Jahrhunderts und der deutschen Romantik), um die Grundzüge der romantischen Liebe zu skizzieren.¹¹³ Ähnlich wie Burkart diagnostiziert Lenz eine „Einheit von sexueller Leidenschaft und affektiver Zuneigung“, eine Steigerung der Individualität, einen Totalitätsanspruch und eine Entwertung der Umweltbezüge des Paares. Lenz hebt zudem das „Postulat der Einheit von Liebe und Ehe“ und die Integration der Elternschaft als Elemente der romantischen Liebe hervor. Die Liebe werde so zur einzig legitimen Begründung der Ehe. Das Liebespostulat der Romantik ist verknüpft mit einer vehementen Kritik der herkömmlichen Ehe jener Zeit. Durch das gemeinsame Kind erfahre die auf romantischer Liebe basierende Ehe schließlich ihre Vervollendung. Die romantisch Liebenden setzten auf Dauerhaftigkeit und Treue.

Lenz macht in der romantischen Liebesemanik eine Gleichberechtigung der Geschlechter aus. Geht Luhmann davon aus, dass bis ins 20. Jahrhundert die „Unterschiede der Geschlechter in allen Liebes-Codes“¹¹⁴ (also auch dem der romantischen Liebe) hervorgehoben werden, steht Lenz hingegen im romantischen Liebescode einen „Bruch mit der Vorstellung einer Hierarchie der Geschlechter, der einem androgynen Idealbild nahe kommt“. Die Romanliteratur des 18. Jahrhunderts entwerfe die Frau als ein „autonomes Gefühlsobjekt“, dem „das Recht auf das ‚Nein‘ in Liebesangelegenheiten“ zuerkannt werde.¹¹⁵ Im romantischen Liebescode werde erst „die erwiderte Liebe zur eigentlichen Liebe“.¹¹⁶

Faulstich sieht die romantische Liebe „neben vielen anderen Versionen von Liebe, die in anderen Konstellationen, zu anderen Zeiten und in anderen Teilsystemen handlungsleitend gewesen sind“ und klassifiziert jene kritisch als „eine (Pseudo-)Version von Liebe“.¹¹⁷ Faulstich führt zwanzig Merkmale¹¹⁸ der romantischen Liebe an, sofern sie nicht ganz und gar von ihrem ersten Merkmal, dem „Unausagbarkeitstopos“, zuge deckt würden. Einigen dieser Merkmale – etwa dem Ansprüchen auf Totalität, zeitliche Unbegrenztheit und Schicksalshaftigkeit – sei Luhmann bei seiner historischen Verortung „auf den Leim gegangen“.¹¹⁹ Faulstich zufolge verdeckte Luhmanns romantischer Liebesbegriff die „soziale Geschichtlichkeit des neuen bürgerlichen Liebeskonzepts“.

¹¹³ Vgl.: Lenz 2003, S. 261 ff.

¹¹⁴ Luhmann 1982, S. 202.

¹¹⁵ Vgl. a.: Tyrell 1987, S. 582: „Romantische Liebe setzt dagegen [...] die jeweilige Gleichwertigkeit und Gleichindividualität der Frau voraus.“

¹¹⁶ Lenz 2003, S. 263.

¹¹⁷ Faulstich 2002(a), S. 33.

¹¹⁸ „Romantische Liebe zielt auf geistig-seelische Verschmelzung zweier Partner (2), die nur als Dyade, als Paar gedacht werden können (3), wobei (der eine sich selbst verleugnet und aufgibt) (4) und der andere idealisierend entsetzt wird (5). Romantische Liebe ist gegenseitig (6), ewig (7), exklusiv (8), spontan (9), einmütig (10), bedingungslos (11), harmlos (12), total (13), einzigartig (14), schicksalhaft (15), unendlich, von Bedingungen losgerissen (16), bar aller Eigeninteressen (18) – blind (19). Sie schließt im Prinzip zwar den Körper mit ein, bleibt aber auf merkwürdige Weise asexuell: keusch (20).“ Vgl.: Faulstich 2002(a), S. 34.

¹¹⁹ Faulstich 2002(b), S. 33.

Im Rückblick auf den historischen Diskurs ist zu erkennen, dass der romantische Liebesbegriff alle bisherigen Ausdifferenzierungen von Liebe (mehr oder weniger modifiziert) integriert: Sinnlichkeit und Sexualität, Vernunft und Empfindsamkeit, Individualität und Dyade – und nicht zuletzt die Ehe.

Die Konzepte der platonischen Liebe, der christlichen Liebe und der mittelalterlichen Minne sind gewissermaßen aufgehoben im ‚seelischen‘ Moment einer Symbiose aus Sinn- und Seelenliebe. In diesem findet die ‚reine‘ Liebe ihren Ausdruck, die sich auf Geist, Gott und Universum konzentriert. Mit Anleihen aus Renaissance-Hedonismus und Galanterie des 17. Jahrhunderts gewinnt dagegen die Sexualität Gestalt, um das sinnliche Moment zu präsentieren.

3 Exkurs: Strukturwandel des 18. Jahrhunderts

Das Ideal der romantischen Liebe, das im 18. Jahrhundert hervortritt, entwickelt sich gleichsam „im Schöße“ der bürgerlichen Familie, die als neue Sozialform einen spezifischen Konsumstil hervorbringt und die Legitimation trachteter Sinnstiftungsinstanzen in Frage stellt.

Im Folgenden soll der Strukturwandel deutlich gemacht werden, der den „ungeheuren Kulturerfolg“¹²⁰ der romantischen Liebe erst ermöglicht hat.

3.1 Vom ‚Haus‘ zur ‚Kleinfamilie‘

Das „traditionelle ‚Haus“ wird im 18. Jahrhundert „allmählich von der Kleinfamilie ergänzt und abgelöst“.¹²¹ So bringt Werner Faulstich in seiner Untersuchung der bürgerlichen Gesellschaft von 1700 bis 1830 den gesellschaftlichen Strukturwandel auf den Punkt.

‚Haus‘ bezeichnet dabei eine vorindustrielle Sozialform als Regelfall: „eine in der Gesamtbauartlichkeit zusammenlebende Personengruppe mit einem gemeinsamen Haushalt“ unter Einschluss aller Familienmitglieder und Verwandter und auch unter Einschluss des Gesindes (Knechte, Mägde, Gesellen, Lehrlinge bis hin zu Köchin, Kutscher und Arme). „Haus“ meint eine Art von Hausgemeinschaft, umfangreich, komplex und hierarchisch gegliedert, charakterisiert durch gemeinsames Wirtschaften. Der Hausherr hat hier Herrschaftsgewalt, wirtschaftliche Entscheidungskompetenz, Züchtigungsrecht, politische Rechte usw. und leitet den Haushalt ebenso wie den Betrieb, d.h. das ‚ganze Haus‘.¹²² Der Terminus ‚Kleinfamilie‘ dagegen bezeichnet „die Kernfamilie im engsten Sinne: Vater, Mutter, Kinder“.¹²³ Im *Deutschen Wörterbuch* der Gebrüder Grimm heißt es im 19. Jahrhundert unter dem Stichwort ‚Familie‘ entsprechend: „seit dem Beginn des 18. Jh. mit Macht allenthalben eingedrungen, [...] dem 17. Jh. blieb es ungebräuchlich [...], [...] haus behält auch heute den allgemeinen Sinn von Familie“.¹²⁴

¹²⁰ Tyrell 1987, S. 591.

¹²¹ Faulstich 2002(b), S. 105.

¹²² Faulstich 2002(b), S. 105.

¹²³ Faulstich 2002(b), S. 105.

¹²⁴ Vgl.: Deutsches Wörterbuch (DWB) von Jacob und Wilhelm Grimm, Band 3, Spalte 1305.

<https://germanology.uni-erlangen.de/projects/dwb/wörterbuch/wörterbuch/wb/wb.html?lemma=DW0708>, Zugriff am 20.04.2005. Das DWB ist das deutschsprachige Wörterbuch mit der längsten Bearbeitungszeit und der bei weitem umfangreichsten Erläuterung der deutschen Sprache. Gegenstand ist der hochdeutsche schriftsprachliche Wortschatz in seiner Entwicklung und seinem Gebrauch von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Faultlich zufolge bildet sich im 18. Jahrhundert der Typus der Kleinfamilie, der noch heute weitgehend „absolut gesetzt“¹²⁵ werde, bevorzugt in der Stadt heraus, im Handelsbürgertum und bei den Gewerbetreibenden.

Mit dem Wandel vom Haus zur Kleinfamilie geht eine ökonomische Umformierung einher: von der Versorgungs- zur Erwerbswirtschaft. Während das Haus „als traditionsbestimmte Produktionsgemeinschaft“ durch die Einheit von Arbeiten und Wohnen definiert war, wird die Kleinfamilie zu einem „Ort des Wohnens, getrennt von der Arbeitsstätte“.¹²⁶

Mit dem Typus der Lohnarbeiterfamilie habe sich in Deutschland Mitte des 19. Jahrhunderts die Trennung von Arbeit und Haushalt vollständig durchgesetzt.¹²⁷

Die Lohnarbeit eröffnet in Faultlichs idealtypischem Modell – das die Armut der Lohnarbeiter im 19. Jahrhundert weitgehend ausblendet – nicht nur die Chance auf eine Hausstandsgründung losgelöst von Grundbesitz und Eigentum, sie verändert auch den Konsumstil. Die Lohnarbeiter könnten prinzipiell auf die gesamte Bandbreite des Marktes und nicht mehr nur auf die im eigenen Betrieb hergestellten Waren zurückgreifen. Einkommen in Form von Lohn schaffe „ökonomische Selbstständigkeit“.¹²⁸ Und frei – das heißt losgelöst von einer ökonomisch orientierten Verfügungsgewalt der Verwandtschaft – finde nun auch mehr und mehr die Partnerwahl statt.

Die Kleinfamilie werde „von Kult- und Gerichtsfunktionen entlastet“¹²⁹ von Schutzfunktionen etwa für das Gesinde oder von der Alters- und Krankenfürsorge. Hierfür formten sich entsprechende Funktionseinheiten übergreifend aus: Gerichtswesen, Polizei, Krankenhaus, Erziehungswesen und Religionsgemeinschaften. Als zentrale Funktionen der Kleinfamilie bingegen führt Faultlich „Erziehung und Ausbildung, also die Sozialisation des Nachwuchses, ferner Bildung und andere kulturelle Aktivitäten“ an, vor allem aber „die Bereitstellung von Gefühl und Liebe“.¹³⁰ Intellektuelle, Kaufleute, Unternehmer, höherer städtische Beamte, Gymnasiallehrer, Bankiers, Richter, Pastoren, Ärzte, aber auch Handwerker und kleine Gewerbetreibende würden von nun an zunehmend ihren Status nicht mehr aus dem ererbten Besitz oder (wie der Adel) aus den Vorrechten der Geburt ableiten, sondern aus ihren eigenen wirtschaftlichen oder intellektuellen Leistungen. Vor allem diese gebildete Schicht stelle in aufklärerischer Tradition den sinnstiftenden Charakter von Stand, Zunft, Großfamilienverband oder Religion in Frage. Stattdessen werde nun „die Liebe moralisiert und die bürgerliche Geldehe verurteilt“.¹³¹ Faultlichs Restimee: „Der Wandel

125 Faultlich 2002(b), S. 105.
126 Faultlich 2002(b), S. 106.
127 Vgl. Steiner 1987, S. 146 ff. Zf. n.: Faultlich 2002(b), S. 107.
128 Faultlich 2002(b), S. 109.
129 Faultlich 2002(b), S. 106.
130 Faultlich 2002(b), S. 106.
131 Mitterauer/Steiner 1991, S. 160. Zf. n.: Faultlich 2002(b), S. 109.

in Teilen der Gesellschaft von der arrangierten zur Liebesheirat bedeutet einen völlig neuen Status der Paarbeziehung.¹³²

In der bürgerlichen Ehe sieht Faultlich vor allem die Rolle der Frau grundlegend verändert. Die Frau werde „familiär funktionalisiert“.¹³³ Die „intern-emotionale Rolle der Frau“, die „auf Familie und Hausarbeit bezogen“ sei, stehe der „extern-instrumentellen Rolle des Mannes“ gegenüber, die „der Öffentlichkeit und dem Erwerbsleben zugeordnet“ sei. In der unterschiedlichen Bewertung zeige sich der konträre Charakter dieser beiden Geschlechterrollen in der kapitalistischen Gesellschaft: „Rationalität und die Leistungs- und Durchsetzungsnormen der Arbeitswelt erhielten klare Dominanz gegenüber der Frau als dominanten emotionalen Mittelpunkt, geprägt von kultivierter Intimität und Innerlichkeit, als Verkörperung von Häuslichkeit und Mutter.“¹³⁴ In dem sich ausbildenden neuen Code der romantischen Liebe sieht Faultlich ein Instrument, die aus der Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses erwachsenden „enormen Defizite der Frau“ zu kompensieren.¹³⁵

Faultlich bezieht eine annähernd feministische Position, begreift doch der feministische Diskurs die Liebe „in einer auf geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung basierenden Gesellschaft als ein männliches Konstrukt, das der Unterwerfung der Frauen unter männliche Machtansprüche dient.“¹³⁶ 1975 schreibt Ailee Schwarzer: „Im Namen der Liebe werden Frauen ausgebeutet.“¹³⁷ Mit der Lösung „Das Private ist politisch“, so der Soziologe Michael Meuser, verweise der Feminismus darauf, „dass die sozialen Beziehungen im öffentlichen Raum und die intimen Beziehungen zwischen Mann und Frau nicht in der Weise separate Sphären sind, wie es der bürgerliche Diskurs der Familie vorsieht“.¹³⁸

3.2 Vom Buch zum literarischen Markt

Im städtischen Bürgertum bildet sich im 18. Jahrhundert gegenüber Geburtsrecht und Grundeigentum ein neues Wertesystem heraus. Im Zuge dieses gesellschaftlichen Wandels entsteht der literarische Markt.

Faultlich verweist auf unterschiedliche Theorien zur Entstehung des literarischen Marktes. Führe die marxistisch orientierte Theorie den Strukturwandel des Literaturbetriebs im 18. Jahrhundert auf die Herausbildung einer neuen Klasse, des Bürgertums, zurück,¹³⁹ erfasse die systemtheoretisch orientierte Soziologie „das autonome, selbstorganisierende Sozialsystem Literatur“ des 18. Jahrhunderts „als

132 Faultlich 2002(b), S. 110.
133 Faultlich 2002(b), S. 111.
134 Faultlich 2002(b), S. 111.
135 Faultlich 2002(b), S. 111.
136 Kettelhut 1993, S. 202. Zf. n.: Meuser 1998, S. 221.
137 Schwarzer 1975, S. 206. Zf. n.: Meuser 1998, S. 221.
138 Meuser 1998, S. 220.
139 Winckler 1986, S. 8 f. Zf. n.: Faultlich 2002(b), S. 179.

konstitutives Teilsystem der Gesellschaft“.¹⁴⁰ Faulstich will zeigen, dass ausnahmslos alle betroffenen Instanzen – Autoren, Verlagswesen, Buchhandel, Bibliothekswesen und Leser – den Wandel getragen haben.¹⁴¹

3.2.1 Autor

Die Zahl der Autoren steigt im 18. Jahrhundert sprunghaft an. Rolf Engelsing schätzt, dass zwischen 1750 und 1832 etwa 20.000 Autoren in Deutschland publizierten.¹⁴² Diese quantitative Veränderung geht einher mit einem qualitativen Wandel von Selbstverständnis und Position des Autors. Dieser emanzipiert sich von seiner traditionellen Abhängigkeit von fürstlichen Mäzenen und einem begrenzten höfischen Publikum. Der „freie Schriftsteller“ deutet, so Faulstich, nun offentlich die Welt „nach eigener Einschätzung und nicht mehr in Orientierung an dem Beifall der kleinen Gruppe von Rezipienten in der höfischen Gesellschaft“. Dabei würden zweierlei Autorentypen entstehen: erstens jener, der sich an der Nachfrage des neu entstehenden Marktes orientiert, und zweitens der „Aufklärungsautor“, der nach einem pragmatischen Kompromiss suche zwischen seinem Unabhängigkeits-ideal und der Abhängigkeit von Publikumsgeschmack und literarischer Marktsituation.¹⁴³

3.2.2 Verlagswesen

Die Marktsituation im 18. Jahrhundert wird bestimmt von Expansion. Die Achtziger- und Neunzigerjahre verzeichnen im deutschen Sprachraum rund 5.000 Neuerscheinungen pro Jahr.¹⁴⁴ Die deutschen Verlage setzen neue Schwerpunkte. Weniger Bibel und theologische Literatur, aber mehr Enzyklopädien, Schul- und Kinderbücher und vor allem Romane und Unterhaltungsliteratur sind im Programm. Die Romantitel notieren zwischen 1740 und 1800 eine Steigerungsrate von 2,65 auf 11,68 Prozent.¹⁴⁵ Faulstich hebt die herausragende Position von Goethes *Werther* hervor. Das 18. Jahrhundert sei nicht nur das „Geburtsjahr“ des Briefromans, des Bildungsromans, des Erziehungsromans, des empfindsamen Romans und des Unterhaltungsromans, sondern des Romans überhaupt.¹⁴⁶ „Das Buch wurde zur Modeware. [...] Die angenehme Lektüre aus der Feder schöner Geister und Dichter, Romane, Gedichte, Komödien, Ritter- und Geistesgeschichten sowie lusterne Schriften wurden nicht zuletzt ihrer Billigkeit wegen gerne gekauft“,¹⁴⁷ schreibt Paul Leemann-van Elck.

¹⁴⁰ Schmidt 1989, S. 28. Zl. n.: Faulstich 2002(b), S. 180.

¹⁴¹ Vgl.: Faulstich 2002(b), S. 222 f.

¹⁴² Engelsing 1970, S. 984.

¹⁴³ Faulstich 2002(b), S. 184 f.

¹⁴⁴ Vgl.: Wittmann 1991, S. 111 f. Zl. n.: Faulstich 2002(b), S. 191.

¹⁴⁵ Vgl.: Faulstich 2002(b), S. 193.

¹⁴⁶ Faulstich 2002(b), S. 193.

¹⁴⁷ Leemann-van Elck 1950, S. 40 f. Zl. n.: Faulstich 2002(b), S. 194.

Für die Herausbildung des Buchmarktes misst Faulstich dem Verleger eine Schlüsselrolle zu: Er „sorgte für die Vervielfachung der Buchproduktion und unterwarf das kulturelle System prinzipiell den Wertgesetzen des wirtschaftlichen Systems“, Exemplarisch werden die Karrieren Phillip Erasmus von Reichs (1717-1787) und Johann Friedrich Cotta (1764-1832) vorgestellt. Letzterer habe „binnen weniger Jahre aus einer dahinkommenden Provinzbuchhandlung eines der größten buchgewerblichen Unternehmen seiner Zeit“ gemacht.¹⁴⁸ 1787 übernimmt Cotta das 1659 gegründete Familienunternehmen, die *Cottasche Verlagsbuchhandlung*. Um die Jahrhundertwende verlegt Cotta Schillers und Goethes Werke (später auch Friedrich Schlegels). Im Kern ist sein Verlag ein wissenschaftlicher mit namhaften Autoren wie Hegel oder Alexander von Humboldt. Neben Büchern, Zeitschriften, Kalendern gibt Cotta seit 1798 die *Allgemeine Zeitung* heraus. In Frankreich finanziert er ab den späten Zwanzigerjahren die *Zeitung Constitutionell* und *National*. Als „Schriftmacher der Technik“,¹⁴⁹ wie Liselotte Lotrer ihn bezeichnet, habe er die erste Dampfschnellpresse Süddeutschlands betrieben. Cotta ist 1814 Deputierter beim Wiener Kongress und wird 1817 zum Geheimen Hofrat ernannt. Das „Medienimperium“ Cottas agiert „also nicht nur international, sondern [...] in engem Kontakt mit den politisch Herrschenden“, fasst Faulstich zusammen und sieht in dem Verleger ein „Paradigma für den modernen Kultur- und Medienkapitalisten“.¹⁵⁰ „Ehrerbietig“ habe Cotta sich bereits in jungen Jahren an den Verleger Phillip Erasmus von Reich gewandt. Hazel Rosenstrauch schreibt Reich als Verdienste den „Übergang vom Tausch- zum Netto-Handel und die Gründung der Buchhändler-Sozialität“ zu.¹⁵¹ Spätestens seit den Dreißigerjahren des 18. Jahrhundert versuchen zunächst Leipziger Verleger für jedes einzelne Buch einen Preis festzulegen und die Veranschlagung netto durchzuführen. Der Netto-Handel sollte den seit Mitte des 16. Jahrhunderts üblichen rein quantitativ bemessenen Tauchhandel von bedrucktem Papier ablösen. Als wegbereitendes Instrument wird in diesem Zusammenhang Reichs Leipziger Messkatalog genannt.¹⁵²

3.2.3 Buchhandel und Bibliothekswesen

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zählten Marion Janzin und Joachim Günther knapp 120 Buchhandlungen, insbesondere an Orten mit Universitäten oder Akademien und in Handels-, Haupt- und Residenzstädten. Für 1802 nennt Reinhard Wittmann bereits 473 Unternehmen dieser Branche.¹⁵³

¹⁴⁸ Wittmann 1991, S. 137. Zl. n.: Faulstich 2002(b), S. 194.

¹⁴⁹ Lohrs 1959, S. 75. Zl. n.: Faulstich 2002(b), S. 199.

¹⁵⁰ Faulstich 2002(b), S. 199.

¹⁵¹ Rosenstrauch 1986, S. 2. Zl. n.: Faulstich 2002(b), S. 200.

¹⁵² „Der Messkatalog war das wichtigste Informations- und Vertriebsorgan des Buchhandels, und was hier nicht angeht, ließ sich kaum handeln oder verkaufen.“ Vgl.: Faulstich 2002(b), S. 201.

¹⁵³ Vgl.: Janzin/Günther 1995, S. 287. Und: Wittmann 1977, S. 14 f. Zl. n.: Faulstich 2002(b), S. 204 f.

4 Soziologie der Liebe

Für Günter Burkart und Kornelia Hahn provoziert das Thema „Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts“, so der Titel der von ihnen herausgegebenen Sammlung soziologischer Studien intimer Beziehungen, die zentrale Frage: „Wird, ist oder bleibt die Liebe auf eine Form begrenzt, die wir als die ‚romantische‘ bezeichnen?“¹⁶² Die „Relevanz intimer Beziehungen für die gesellschaftliche Integrations- und Ordnungsbildung“ dürfe unbestritten sein. Damit gerät die eingangs gestellte Frage in das Forschungsfeld der klassischen Soziologie. Die Klassiker, allen voran Georg Simmel (1858-1918) und Talcott Parsons (1902-1979), hätten die Liebe keinesfalls ignoriert. Trotzdem seien in der Folgezeit gerade die das Phänomen ‚Liebe‘ betreffenden Passagen der klassischen Werke wenig beachtet worden.¹⁶³

Burkart, der seiner Disziplin attestiert, „ihre Klassiker eben zu lieben“,¹⁶⁴ will deshalb auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe das Studium der Klassiker nicht vernachlässigt lassen.

4.1 Die Klassiker: Simmel und Parsons

Schon Simmel weise „das Phänomen ‚Liebe‘ als Produkt sozialen Handelns“ aus und bringe das Lieben in ein Verhältnis zu Individuum und Gesellschaft.¹⁶⁵ Simmel gehört zu den Begründern der formalen Soziologie. In den 1921/1922 veröffentlichten Schriften aus seinem Nachlass heißt es im *Fragment über die Liebe*, dass die Liebe zu den „großen Gestaltungs-kategorien des Daseins“¹⁶⁶ gehöre: „So erst ist die Liebe absolut mit ihrem Gegenstand [der geliebten Person, d.V.] verbunden.“¹⁶⁷ Es sei unverkennbar, „daß der Liebesaffekt unzählige Male das als objektiv anzuerkennende Bild seines Gegenstands verschiebt und fälscht, und insofern allerdings allgemein als ‚gestaltet‘ anerkannt wird.“¹⁶⁸ Simmel behauptet hier, dass der Bezug auf den anderen für die Liebe konstitutiv sei, dieser Prozess aber ebenso auch durch die spezifische Wahrnehmung des anderen gesteuert werde. „Wie ich selbst als Liebender ein anderer bin als vorher [...] so ist auch der Geliebte als solcher ein anderes Wesen, aus einem anderen Apriori aufsteigend als der erkannte oder gefürchtete, der gleichgültige oder der verehrte Mensch.“¹⁶⁹

¹⁶² Burkart/Hahn 1998, S. 12.

¹⁶³ Burkart/Hahn 1998, S. 7.

¹⁶⁴ Vgl.: Burkart 1998, S. 28.

¹⁶⁵ Burkart/Hahn 1998, S. 8.

¹⁶⁶ Simmel 1957, S. 17.

¹⁶⁷ Simmel 1957, S. 19.

¹⁶⁸ Simmel 1957, S. 17.

¹⁶⁹ Simmel 1957, S. 18.

Auch das Bibliothekswesen expandiert. Das Verhältnis der Sortimentsbuchhändler zu den kommerziellen Leihbibliotheken und Lesegesellschaften beschreibt Faulstich als kooperativ bis positiv.¹⁵⁴ Gegen Ende des 18. Jahrhunderts integriert die öffentlich zugängliche Universitätsbibliothek zunehmend die Privatbibliothek des Gelehrten. Und Volks-beziehungsweise Leihbibliotheken breiten sich aus. Bereits um 1800 besteht in fast jeder Stadt des deutschen Sprachraums eine „Leseeinrichtung für das Volk“.¹⁵⁵ Faulstich unterscheidet Büchereien mit enzyklopädischen Beständen und eher hohen Abonnementpreisen von solchen mit niedrigen Entleihgebühren, die den Schwerpunkt auf Romane legten. Letztere zählten Handwerker, Soldaten, Bedienstete und vor allem Frauen als Hauptnutzer.¹⁵⁶

3.2.4 Leser

Die Zahl der Leser steigt im 18. Jahrhundert beträchtlich an. 1799 schätzt Jean Paul das literarische Publikum im deutschsprachigen Raum auf circa zehn Prozent der Gesamtbevölkerung. 1977 errechnet Rudolf Schenda für 1800 einen Anteil von 25 Prozent.¹⁵⁷ Als noch wichtiger wertet Faulstich „das relative Viellesen bürgerlicher Kreise, die Organisation ihrer spezifischen Interessen in Lesegesellschaften und die Herausbildung von Leserinnen als neuem Publikum“.¹⁵⁸ Allgemeine „Lese-wut“, „Vielleserey“ oder „Lese-sucht“¹⁵⁹ in den Städten wird seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts diagnostiziert und beklagt. Die neue Leidenschaft beziehe sich allerdings überwiegend auf Zeitungen und Zeitschriften. Was das Medium Buch betreffe, so werde hier „anders“¹⁶⁰ gelesen: Allen voran Frauen und Mädchen lesen für ihre Allgemeinbildung, vor allem aber zu ihrer Unterhaltung und Zerstreuung populäre Sachbücher und Reiseberichte, sentimentale Unterhaltungs- und Mode- Erziehungs- und Liebesromane. Schenda spricht von der „Entstehung der modernen Massenkultur“ und vom „romantischen 18. Jahrhundert“.¹⁶¹

¹⁵⁴ Vgl.: Faulstich 2002(b), S. 206.

¹⁵⁵ Vgl.: Faulstich 2002(b), S. 213.

¹⁵⁶ Vgl.: Faulstich 2002(b), S. 214.

¹⁵⁷ Vgl.: Schenda 1977, S. 444 f. Zt. n.: Faulstich 2002(b), S. 215.

¹⁵⁸ Faulstich 2002(b), S. 223.

¹⁵⁹ Vgl.: Schenda 1977, S. 57 ff. Zt. n.: Faulstich 2002(b), S. 221.

¹⁶⁰ Vgl.: Faulstich 2002(b), S. 221.

¹⁶¹ Schenda 1977, S. 305. Zt. n.: Faulstich 2002(b), S. 214.

Burkart und Hahn erkennen bei Simmel die „Verketzung einer Liebensfähigkeit mit der Entwicklung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft“.¹⁷⁰ Bereits 1890 habe Simmel einen Zusammenhang von sozialer Differenzierung und Individualisierung der Liebe konstatiert. „Und wie die Liebe die Persönlichkeit stärker und individueller entwickelt, so ist umgekehrt eine Beziehung, die stark individualistischen Charakter trägt, oft der günstigste Boden für das Entstehen der Liebe“.¹⁷¹ heißt es in Simmels frühem Aufsatz *Zur Psychologie der Frauen*. „Individualisierung ist einer der wichtigsten Gründe dafür, dass die intime Bindung zwischen zwei Personen immer mächtiger geworden ist“, darüber sei man sich Burkart zufolge seit Simmel weitgehend einig.¹⁷² Mit Simmel habe zudem eine „interaktionistische Betrachtung“ der Liebe begonnen. Der Klassiker vergleicht die platonische Liebe mit der modernen und kommt zu dem Schluss, dass „der modernen Liebe das eigentliche Ziel die Gegenliebe ist“.¹⁷³

Talcott Parsons (1902-1979) wird von Günter Burkart im Vergleich zu Max Weber (1864-1920) und Niklas Luhmann (1927-1998) betrachtet. Vor allem auf Max Weber gehe der Grundgedanke der System- beziehungsweise Differenztheorie zurück.¹⁷⁴ Im Modernisierungsprozess bilden sich immer mehr Subsysteme (bei Weber „Wertsphären“) heraus, die sich jeweils auf eine bestimmte Funktion spezialisieren beziehungsweise einen bestimmten Wert in den Mittelpunkt rücken und dessen Durchsetzung innerhalb des betreffenden Systems fördern. In einem solchen Prozess der Modernisierung (Weber) beziehungsweise Ausdifferenzierung (Luhmann) werde auch die Liebe einerseits eingeeignet auf ein bestimmtes System, andererseits dort bestärkt. Den von Luhmann ausformulierten Gedanken hätte bereits Parsons vorweggenommen: „Liebe wird sozial kontrolliert, institutionell kanalisiert (in der Ehe) und dadurch gleichzeitig intensiviert.“¹⁷⁵ Die romantische Liebe diene dabei als Legitimation für das Liebespaar, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen und ganz auf sich und seine Liebe zu konzentrieren – auch in der Ehe. Dafür erwarte die Gesellschaft vom Ehepaar aber, dass aus seiner Liebe Kinder hervorgingen und diese Kinder wiederum mit der Fähigkeit ausgestattet würden, Liebe nach den Regeln der Gesellschaft zu praktizieren. Exemplarisch führt Burkart das „Gebot der Liebesehe“¹⁷⁶ an, neben unter anderem „Inzestverbot“ und „Achtung von Homosexualität“. In Parsons 1942 erschienenem Aufsatz *Alter und Geschlecht in der Sozialstruktur der Vereinigten Staaten* heißt es: „Das beherrschende Muster war stets die Idealisierung des isolierten, romantischen Liebespaares.“¹⁷⁷ Burkart verweist darauf, dass Parsons an zahlreichen Stellen das

„Muster“ oder den „Komplex“ der „romantischen Liebe“ erwähne, allerdings nur (zu) häufig darauf eingehe.¹⁷⁸

4.2 Liebe als Kommunikationsmedium: Niklas Luhmann

Die Systemtheorie erklärt den Begriff der Liebe zum Gegenstand der Soziologie, aber nicht als Gefühl oder Praxis sondern als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium. Niklas Luhmann schreibt: „In diesem Sinne ist das Medium Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit alledem auf die Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird.“¹⁷⁹ Kommunikation ist der Kernbegriff Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Soziale Systeme konstituierten sich überhaupt nur über Kommunikation: „Der basale Prozess sozialer Systeme, der die Elemente produziert, aus denen diese bestehen, kann unter diesen Umständen nur Kommunikation sein.“¹⁸⁰ „Liebe ist sozusagen der Rahmen, in dem man aus Intimbeziehungen etwas machen kann. Liebe ist der kulturelle Begriff dafür, dass Intimbeziehungen etwas bedeuten“,¹⁸¹ erläutert Luhmann in einem Interview anlässlich des Erscheinens von *Liebe als Passion*. Luhmann versteht Modernisierung generell als „Ausdifferenzierung von Funktionssystemen“. Er schreibt der Moderne die Herausbildung eines Subsystems ‚Intimität‘ zu. Indem der einzelne immer mehr der Geborgenheit traditioneller Sozialitätsformen entrisen werde, entstehe ein Bedarf nach höchstpersönlicher Kommunikation. Die Unterscheidung von persönlicher und unpersönlicher Kommunikation sei in diesem Zusammenhang zentral. „In der Moderne, im Zuge der Ausdifferenzierung von Subsystemen, nimmt unpersönliche Kommunikation zu, persönliche Kommunikation intensiviert sich“, fasst Burkart die Konsequenzen aus Luhmanns allgemeiner Theorie der Modernisierung zusammen.¹⁸² Luhmann verweist auf ein für Intimbeziehungen geschaffenes Subsystem, „in dem es nicht erlaubt ist, Persönliches der Kommunikation zu entziehen“. Dem generalisierten Kommunikationsmedium ‚Liebe‘ wird die spezifische Aufgabe zugewiesen, „kommunikative Behandlung von Individualität zu ermöglichen, zu pflegen, zu fördern“.¹⁸³ Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien sind für Luhmann „semantische Einrichtungen, die sich gesellschaftlich historisch entwickelt haben“ und Kommunikation regeln.¹⁸⁴

¹⁷⁰ Burkart 1998, S. 33.

¹⁷¹ Luhmann 1982, S. 23.

¹⁷² Luhmann 1984, S. 192.

¹⁷³ Luhmann 2000, S. 148 f.

¹⁷⁴ Burkart 1998, S. 34 f.

¹⁷⁵ Vgl.: Luhmann 1982, S. 15.

¹⁷⁶ Vgl.: Flicker 1998, S. 8 f.

¹⁷⁰ Burkart/Hahn 1998, S. 8.

¹⁷¹ Simmel 1985(a), S. 51.

¹⁷² Burkart 1998, S. 31.

¹⁷³ Simmel 1985(b), S. 251.

¹⁷⁴ Vgl.: Burkart 1998, S. 32.

¹⁷⁵ Burkart 1998, S. 32.

¹⁷⁶ Burkart 1998, S. 33.

¹⁷⁷ Parsons 1964, S. 81 f. Zl. n.: Burkart 1998, S. 33.

Gerade bei der Verortung der Liebe als generalisierten Kommunikationsmediums bezieht sich Luhmann explizit auf Simmel und Parsons. Bereits Parsons habe Liebe als ein „medium of interchange and not primary bond of solidarity itself“¹⁸⁵ bezeichnet. Parsons verhandele somit die Semantik der Liebe (annähernd im Luhmannschen Sinne, d.V.) als „ideologische Vorschritt“. Und Simmel habe schon in seiner Abhandlung der Liebe – ohne allerdings zu einer begrifflichen Lösung zu gelangen – die symbolische Generalisierung thematisiert.¹⁸⁶

Grundlage für Luhmanns historische Studie zur Liebesemantik ist vor allem die Romanliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts. Im Vorwort zu *Liebe als Passion* hebt Luhmann den Roman als „Lern- und Orientierungsfaktor in Liebesangelegenheiten“¹⁸⁷ hervor. Für Luhmann ist der „Bezugspunkt Gesellschaft“ ausschlaggebend: „Es geht also nicht um die psychologischen Gegebenheiten, es geht auch nicht um die Welt aus der Sicht der Einzelperson, sondern es geht um die gesellschaftliche Beschreibung solcher Sachverhalte, um die Deutungsangebote, die die Gesellschaft bereitstellt.“¹⁸⁸ Dass man heute von Liebe spreche und diese Vorstellung nicht mehr auf romanhafte Liebe insgesamt beziehe, sondern den Liebestypus meine, den die Romantiker um 1800 proklamiert haben, hält Luhmann für symptomatisch und problematisch zugleich. Seiner Diagnose zufolge konnten sich die entscheidenden Neuerungen im Code der Liebe bereits in den kulturellen Vorstellungen des 17. Jahrhunderts durchsetzen. Der Begriff ‚Passion‘ bezeichne ursprünglich einen Seelenzustand, „in dem man sich passiv leidend und nicht aktiv wirkend vorfindet“, mithin eine Art Wahnsinn.¹⁸⁹ In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erhält die Passion allerdings eine aktivistische Konnotation, was die Umwertung des Begriffs ins Positive ermöglicht. Passion erscheine nun „als Motiv leidenschaftlichen Handelns“.¹⁹⁰ Im „Übergang vom passiven zum (auch) aktiven Passionsbegriff“ sieht Luhmann eine bahnbrechende „Vorstufe für jede mögliche Individualisierung“. Schließlich könne man – behauptet jedenfalls Luhmann – nur das Handeln, nicht aber das Erleben den individuellen Ausdrucksweisen zurechnen. Liebe werde nun zum „Prinzip der Aktivität“. Wenn ein solches Prinzip weiterhin Passion genannt werde, bedeute dies, dass man sein leidenschaftliches Handeln nicht erklären, begründen oder gar entschuldigen müsse.¹⁹¹

Im 19. Jahrhundert avanciere die Liebe zum einzig legitimen Grund der Partnerwahl. In diesem historischen Prozess misst Luhmann der „Ebene der Literatur, der Romane, der ‚idéologie‘“ eine zentrale Rolle zu: Es würden „Leitvorstellungen festgelegt“ werden, „die

¹⁸⁵ Vgl.: Parsons 1974, S. 214 f.; L. n.; Luhmann 1982, S. 23, Fußnote 4.

¹⁸⁶ Vgl.: Simmel 1923, S. 47-123, Z. l. n.; Luhmann 1982, S. 32, Fußnote 18.

¹⁸⁷ Luhmann 1982, S. 11.

¹⁸⁸ Luhmann 2000, S. 137.

¹⁸⁹ Luhmann 1982, S. 73. Vgl. a. d. V. [..] Passion drückt uns, daß man etwas erleidet, woran man nichts ändert und worin man keine Rechenschaft geben kann. Anders Bildet mit zum Teil sehr alter Tradition haben den gleichen Symbolwert – so wenn man sagt Liebe sei eine Art Krankheit, Liebe

sei Wahnsinn, *l'otie à l'ami*, Liebe lege in Ketten.“ Vgl.: a. a. O., S. 30.

¹⁹⁰ Luhmann 1982, S. 75.

¹⁹¹ Luhmann 1982, S. 75.

die individuelle Gefühlsbildung beeinflussen.“¹⁹² Die „existenzgefährdenden Momente der Passion“ seien ausgefiltert worden. Übrig bleibe ein „institutionalisiertes Verständnis für schwärmerische Leidenschaft und die Annahme, daß dies eine Art Test für die Bereitschaft zur Ehe und eine Art Glücksversprechen sei“. „Losgelöst von verwandtschaftlich geleiteter Kontaktbahnung vergrößere sich die „Unsicherheit und das Risiko der Partnerwahl“. Die Semantik der romantischen Liebe übernehme nun die Funktion, „diese Unsicherheit in subjektive Gewissheit zu verwandeln.“¹⁹³ „In einem voll individualisierten, freigegebenen und doch unbemerkt gesteuerten Auswahlverfahren wird über Reproduktion und damit über die „Zusammensetzung der nächsten Generation“ entschieden“,¹⁹⁴ schreibt Luhmann und kommt zu dem Schluss: „Auf jeden Fall musste der Code der Liebe, also die kulturelle Vorschritt, was man sich dabei vorzustellen hat, [...] trivialisiert werden, damit er für jedermann in Betracht kam.“¹⁹⁵

Luhmann zufolge ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Art „Kleine-Lette-Romanik“¹⁹⁶ entstanden. Diese sei leicht zu „verstehen, traumhaft realisierbar, intellektuell anspruchslos und steril“.¹⁹⁷ Die Semantik der romantischen Liebe habe man dabei um alle Elemente gekürzt, die Bedrohliches signalisierten. Für seine Gegenwart konstatiert Luhmann, dass „der Gehalt von ‚romantisch/Romanik‘ unter der Hand längst ausgetauscht“ sei.¹⁹⁸ Luhmann bezieht sich hier explizit auf die romantische Epoche und deren Darstellung der Liebe im Roman. Am Ende des 20. Jahrhunderts stellt sich Luhmann die Frage, „welche Vorstellungen über Liebe für genau diese Situation jetzt angemessen sind“.¹⁹⁹ Er steht „das Potential für persönliche Beziehungen oder gar für Liebe [...] mit Grenzen umgeben“.²⁰⁰ Eine durch Liebe regulierte Zweierbeziehung wäre unter den Vorzeichen der Individualisierung ein sehr unwahrscheinlicher Fall.²⁰¹

4.3 Liebe als Kulturmedium: Werner Faulstich

Werner Faulstich verweist in seinem Beitrag zu *Entstehung von ‚Liebe‘ als Kulturmedium im 18. Jahrhundert auf Missverständnisse bei der soziologischen Verortung der Liebe*. Zuallererst dürfe man „Romantische Liebe“ nicht mit „Romantik in der Paarliebe“ verwechseln. Letztere gebe es – so die provokante These Faulstichs – seit den Anfängen der Menschheits- und Kulturgeschichte und werde wohl Bindungen aller Art auch in

¹⁹² Luhmann 1982, S. 180.

¹⁹³ Luhmann 1982, S. 186.

¹⁹⁴ Luhmann 1982, S. 189.

¹⁹⁵ Luhmann 2000, S. 135 f.

¹⁹⁶ Luhmann 1982, S. 190.

¹⁹⁷ Luhmann 1982, S. 190 f.

¹⁹⁸ Luhmann 1982, S. 201.

¹⁹⁹ Luhmann 2000, S. 144.

²⁰⁰ Luhmann 2000, S. 143.

²⁰¹ Vgl.: Luhmann 1997, S. 345.

Zukunft begleiten.²⁰² Faulstich begreift die Liebe als ein „urales Phänomen“. So hätten bereits die frühen Hochkulturen, wie in Mesopotamien, Indien und Ägypten, Liebe als ‚Paarbeziehung‘ gepflegt.²⁰³ Die romantische Liebe dagegen, hebt Faulstich hervor, sei „keinesfalls grundsätzlich mit Liebe kongruent“.²⁰⁴ Tatsächlich handle es sich bei der romantischen Liebe um ein kulturspezifisches Konzept, das aus bestimmten sozialen Veränderungen entstanden sei.

Faulstich verweist auf den Strukturwandel des 18. Jahrhunderts, auf die Entstehung der bürgerlichen Familie. Mit ihr konnte sich ‚Kultur‘ in Abgrenzung von Wirtschaft und Politik als ein spezifisches, eben bürgerliches Teilsystem konsolidieren.²⁰⁵ Genau in diesem Teilsystem habe sich das Konzept der romantischen Liebe ausgeformt und vor allem „im Erziehungswesen und der Literatur“ zu „jenem neuen Handlungsmedium“ verdichtet, „das bis ins 20. Jahrhundert kulturell maßgeblich sein sollte“.²⁰⁶

Faulstich unterscheidet zwischen Handlungs- beziehungsweise symbolisch generalisiertem Austauschmedium (Parsons) und Kommunikationsmedium beziehungsweise Code (Luhmann). Bei Luhmann heißt es: „Allgemein handelt es sich bei symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien um semantische Einrichtungen, die es ermöglichen, an sich unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen.“²⁰⁷ Faulstich kritisiert, dass sich die symbolische Generalisierung bei Luhmann „deutlich auf Reden und Sinnkonzepte von Sprache“ beschränken würde.²⁰⁸ Liebe dürfe aber nicht, so Faulstich, „als ein ‚Code‘, das heißt als ein bloßes ‚Kommunikationsmedium‘ missverstanden werden“.²⁰⁹

Bei Parsons dagegen beziehe sich die symbolische Generalisierung in hohem Maße auf Handeln und Sinnkonzepte von Verhalten. Parsons spricht von „symbolisch generalisierten Austauschmedien“.²¹⁰ Es gehe um Interaktionen in vier primären Handlungssystemen, die sich in der frühen Neuzeit funktional ausdifferenziert hätten: das wirtschaftliche, das politische, das soziale und das kulturelle System. In jedem dieser Systeme existiere ein zentrales Austauschmedium, das funktional die Interaktionen steuere. Im kulturellen Teilsystem sei ‚Wertbindung‘ das zentrale Austauschmedium. Unter „Wertbindung“ versteht Parsons „generalisierte Bindungen an die Implementierungen kultureller Werte auf der Ebene des Sozialsystems als solchem“. Parsons meint damit „moralische Verpflichtungen der Akteure eines sozialen

Interaktionssystems, die die Integrität einer Wertstruktur erhalten und zusammen mit anderen Faktoren zu ihrer Verwirklichung im Handeln führen“.²¹¹

Parsons selbst muss allerdings einräumen, dass dieses Medium „besonders schwer zu konzeptualisieren“ sei: „Noch lässt sich sehr wenig darüber sagen.“²¹²

Faulstich fragt nach dem – von Parsons nicht hinreichend erfassten – zentralen Wert dem im kulturellen Teilsystem handlungsleitende Funktion zuzusprechen sei. In ökonomischen Teilsystem würden ‚Geld‘, im politischen ‚Macht‘ und im sozialen ‚Einfluss‘ als konstitutive Werte ausgemacht. Und im kulturellen Teilsystem sei es – wie Faulstich ergänzt haben will – nichts anderes als „jene ‚Liebe‘, die im 18. Jahrhundert in den verschiedensten kulturellen Subsystemen jeweils zentral implementiert wurde“.²¹³ Liebe als Handlungsmedium schließe alle Formen und Versionen der Liebe ein, also auch den „bürgerlichen Mythos der Romantischen Liebe“. Liebe wird von Faulstich für das gesamte kulturelle Teilsystem definiert als „generalisierte Fähigkeit, glaubwürdiges Versprechen und moralische Verpflichtung einer grundsätzlichen Bindung von Alter an Ego.“ Die primäre Funktion von Liebe in der Gesellschaft sei deshalb stets integrativ.

Die romantische Liebe stellt für Faulstich nur eine „spezifische (Pseudo-)Version von Liebe“ dar, „neben vielen anderen Versionen von Liebe, die in anderen Konstellationen zu anderen Zeiten und in anderen Teilsystemen handlungsleitend gewesen sind“.²¹⁴ Das Konzept der romantischen Liebe identifiziert Faulstich nachdrücklich als „Teil der Kultur ‚des Kapitalismus‘“, das sich „letztlich als Gegenüber zum Kapitalismus im wirtschaftlichen System mit dem Geld als zentralem Handlungsmedium“ entwickelt habe. Die romantische Liebe wird von Faulstich zur „Frucht der kapitalistisch erzwungenen Kleinfamilie“ degradiert, die „mit Kapitalismus und Kleinfamilie auch wieder verschwinden“ werde.²¹⁵ Hierin stimmt er mit Eva Illouz überein. In ihrer 1997 erschienenen Studie *Consuming the Romantic Utopia* heißt es: „Romantische Liebe ist eine kollektive Arena, in der die sozialen Teilungen und kulturellen Widersprüche des Kapitalismus ausgetragen werden.“²¹⁶

4.4 Liebe als Partnerschaft: Anthony Giddens

„Men, like woman, fall in love“, und das hätten sie zu allen Zeiten getan, behauptet der britische Soziologe Anthony Giddens.²¹⁷ Er sieht den Aufstieg der romantischen Liebe in direktem Zusammenhang mit der Entstehung des Romans: „The rise of romantic love more or less coincided with the emergence of the novel“.²¹⁸ Mit der romantischen Liebe

²¹¹ Parsons 1976, S. 303. Und: Parsons 1989, S. 185. Zl. n.: Faulstich 2002(a), S. 43 f.

²¹² Parsons 1976, S. 303. Zl. n.: Faulstich 2002(a), S. 43.

²¹³ Faulstich 2002(a), S. 44.

²¹⁴ Faulstich 2002(a), S. 33.

²¹⁵ Faulstich 2002(a), S. 36.

²¹⁶ Illouz 2003, S. 2.

²¹⁷ Giddens 1992, S. 59. Vgl. a.: Giddens 1993, S. 70.

²¹⁸ Giddens 1992, S. 40. Vgl. a.: Giddens 1993, S. 54 f.

²⁰² Vgl.: Faulstich 2002(a), S. 31.

²⁰³ Vgl.: Faulstich 2002(a), S. 24. Vgl. a.: Frischauf 1995.

²⁰⁴ Faulstich 2002(a), S. 33.

²⁰⁵ Vgl.: Faulstich 2002(a), S. 24.

²⁰⁶ Vgl.: Faulstich 2002(a), S. 24.

²⁰⁷ Luhmann 1982, S. 21. Zl. n.: Faulstich 2002(a), S. 42 f.

²⁰⁸ Faulstich 2002(a), S. 43.

²⁰⁹ Faulstich 2002(a), S. 29.

²¹⁰ Vgl.: Parsons 1976, Zl. n.: Faulstich 2002(a), S. 43.

sei die „Idee einer Lebensgeschichte des Individuums“ aufgekommen, „the idea of narrative into an individual's life“.²¹⁹ Ursprünglich bedeutete ‚Romanze‘ das Erzählen einer Geschichte. Aber die Geschichte werde dann individualisiert, indem sie das Selbst und das Andere in eine ganz persönliche Erzählung transformiere, die keinen Bezug mehr zu anderen sozialen Prozessen habe. Giddens betont hier zum einen den Aspekt der Individualisierung, zum anderen den der Konzentration auf das von der Welt isolierte Paar. In diesem Sinne habe das romantische Ideal das Liebeskonzept in den letzten 200 Jahren beeinflusst.²²⁰ Die romantische Liebe suggeriere, „dass eine dauerhafte emotionale Bindung zur anderen Person hergestellt werden kann, auf der Basis der Eigenschaften, die dieser Bindung selbst eigen sind“.²²¹ Giddens unterscheidet die romantische Liebe von der ‚amour passion‘. Er bezieht sich dabei allerdings nicht auf Luhmann, sondern auf David Held.²²² ‚Amour passion‘ meint Giddens zufolge eine „lebenschaftliche Liebe“, deren Kennzeichen die Dringlichkeit sei, die sie von den Routinen des alltäglichen Lebens unterscheidet und mit denen sie konsequenter Weise tendenziell in Konflikt gerate.²²³ Sie gefährde sogar zuweilen die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung.²²⁴ Für Giddens ist die lebenschaftliche Liebe ein mehr oder weniger „universelles Phänomen“. Hingegen sei die romantische Liebe „viel stärker kulturell bestimmt“. So habe die romantische Liebe die Frau auf ihren Platz verwiesen – nämlich ins Haus.²²⁵ Für Giddens handelte es sich dabei allzu häufig um „grausame häusliche Unterwerfung“. Er kennzeichnet das Geschlechterverhältnis in der romantischen Liebe als „de facto völlig asymmetrisch“.²²⁶ Unter dem Druck der weiblichen Emanzipation tendierten nun die romantischen Liebesideale dahin zu zerfallen.²²⁷ Die neue Form der Liebe, die in den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts allmählich die romantische Liebe ablöse, nennt Giddens ‚confluent love‘. Hanna Pelzer übersetzt ‚confluent love‘ mit ‚partnerschaftliche Liebe‘. Pelzers Wortwahl ‚partnerschaftlich‘ erfasst die von Giddens behauptete Tendenz treffender als etwa ‚konfluente Liebe‘, insofern sich Giddens' Konzept der ‚confluent love‘ doch gerade gegen die Verschmelzungstheorie der romantischen Liebe richtet.²²⁸ ‚Confluent love‘ ist „aktive, kontingente Liebe“ und vertrage sich deshalb nicht mit den ‚forever, one-and-only“-Eigenschaften der romantischen Liebe.²²⁹

²¹⁹ Vgl.: Giddens 1992, S. 39. Vgl. a.: Giddens 1993, S. 50.

²²⁰ Vgl.: Giddens 1993, S. 70. Vgl. a.: Giddens 1992, S. 59.

²²¹ Giddens 1993, S. 10. Vgl. a.: Giddens 1992, S. 2.

²²² Held 1986, S. 270 f.

²²³ Giddens 1993, S. 48. Vgl. a.: Giddens 1992, S. 37.

²²⁴ Vgl.: Giddens 1993, S. 49. Vgl. a.: Giddens 1992, S. 2.

²²⁵ Vgl.: Giddens 1993, S. 10. Vgl. a.: Giddens 1992, S. 2.

²²⁶ Giddens 1993, S. 72. Vgl. a.: Giddens 1992, S. 62.

²²⁷ Vgl.: Giddens 1993, S. 72. Vgl. a.: Giddens 1992, S. 61.

²²⁸ confluent = zusammenfließend, sich vereinigend. Vgl.: Duden 2000, S. 735.

²²⁹ Vgl. a.: Burkart 1998, S. 26.

²³⁰ Vgl.: Giddens 1993, S. 73. Vgl. a.: Giddens 1992, S. 61.

4.5 Liebe als anthropologisches Bedürfnis: Günter Dux

Günter Dux betrachtet die Liebe ontogenetisch, das heißt aus entwicklungspsychologischer Sicht. Dux bezieht sich auf Jean Piaget und Sigmund Freud. In der Ontogenese, dem Entwicklungsprozess des Individuums, bilde sich mit der Subjektivität auch das Bedürfnis heraus, das eigene Leben „in der Körperzone eines zumeist gegengeschlechtlichen anderen zu führen“. Die „mit diesem Bedürfnis verbundene Hinwendung zum anderen“ bezeichnet Dux als Liebe.²³¹ Sein Ansatz ist ein „gattungsgeschichtlicher“. Gattungsgeschichte besagt nach Dux, „daß der Mensch erst durch die Ausbildung geistiger, und zwar soziokultureller Lebensformen im Anschluß an die Naturgeschichte zum Menschen geworden ist“.²³² Dementsprechend rekonstruiert Dux auch die Genese des Geschlechterverhältnisses. „Universale Bedingungen des Geschlechterverhältnisses“ träfen auf jeweils besondere Bedingungen einer historischen Epoche der Gesellschaft und könnten erst in diesem Verbund ihre konkrete Wirkungsweise entfalten.²³³ Als „universal“ versteht Dux die in der frühen Kindheit zur Mutter entwickelte Intimität, die in der Adoleszenz mit der Loslösung von den Eltern reorganisiert, nämlich mit Sexualität verbunden und auf das andere Geschlecht gerichtet werde.²³⁴ Überall müsse „die Individualität ihre soziale Anbindung an die Welt erfahren“. In der Liebe finde „jeder durch den anderen in seiner Individualität die Anbindung an die Welt“. Erst in dieser Versicherung bedeutungsvollen Daseins vollende sich Identität.²³⁵

Günter Dux' 1994 erschienene Untersuchung *Geschlecht und Gesellschaft* will die spezifisch neuzeitlichen Bedingungen bestimmen, unter denen sich Liebe bildet. Gegenstand seiner Studie ist die Genese der romantischen Liebe. Die derzeitige Situation des Geschlechterverhältnisses ließe sich nur hinreichend erfassen, indem man die historische Konstellation rekonstruiere, die sich in der Romantik hergestellt und in der romantischen Liebe ihren Ausdruck gefunden habe.²³⁶ Entscheidend für die „bürgerliche Sozialisation“ des 18. Jahrhunderts sei, „daß die Ausbildung der Subjektivität in der frühen Ontogenese unter Bedingungen erfolge, die nicht schon die späteren Berufs- und Gesellschaftsrollen in die Handlungsorganisation des Subjekts einbilden“.²³⁷ Diesen Prozess charakterisiert Dux im Untertitel seiner Untersuchung als „Verlust der Welt“. Gemeint ist der Verlust der bisherigen Präsenz von Welt. In traditionellen Gesellschaften sei Identität noch über „Lebenspraxis“ ausgehildet worden. In der bürgerlichen

²³¹ Dux 1994, S. 40.

²³² Dux 1994, S. 25.

²³³ Vgl.: Dux 1994, S. 20.

²³⁴ Vgl.: Dux 1994, S. 20. Vgl. a.: Burkart 1998, S. 35.

²³⁵ Vgl.: Dux 1993, S. 264.

²³⁶ Vgl.: Dux 1994, S. 230.

²³⁷ Vgl.: Dux 1994, S. 293.

²³⁸ Dux 1994.

Herausgelöst, für die an die Stelle vorgegebener Gemeinsamkeiten seinstowenwärtige kontrollierte Gemeinsamkeitsbilder treten“.²⁴⁶ Ihrem romantischen Ursprung nach sei die Liebe eine Verschwörungsgemeinschaft gegen die Gesellschaft. Beck zitiert in diesem Zusammenhang aus Hans Magnus Enzensbergers *Requiem für eine romantische Frau*, einem dokumentarischen Roman über die Beziehung von Auguste Bußmann und Clemens Brentano.²⁴⁹ In einem fiktiven Brief an Auguste schreibt Enzensberger: „Ich übertreibe kaum, wenn ich behaupte, Sie (eine Handvoll Menschen zwischen dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert) hätten ‚die Liebe‘ erfunden – oder sagen wir lieber das, was man in Europa bis heute darunter versteht.“²⁵⁰ Enzensberger zufolge habe das Ideal der romantischen Liebe etwas angestrebt, das über Kinder, Arbeit und Vermögen weit hinausgeht: „Das Ich in seiner vollen Größe, und das Du. Die Seele und der Leib.“²⁵¹

Als Kehrseite der romantischen Utopie verweist Enzensberger auf die Enttäuschungen, die das neue hochgesteckte Glücksverlangen nach sich zögen. In dieser Hinsicht nennt Beck Auguste Bußmann und Clemens Brentano „Pioniere dieser dornenreichen Liebesirfahrt“. So betrachtet sei Liebe „angewandte Romanlektüre“.²⁵² Beck beschränkt diese Gleichung nicht auf die Einflüsse aus der Romantik. Die aktuelle Trivialliteratur jammere zum Beispiel auch platonisch, zudem schwinde in ihr Angelesenes über Minnesänger und Mätressen mit.²⁵³

Während noch im 19. Jahrhundert die romantische Liebe das Ideal von Außenseitern und Liebesheroen gewesen sei, besäßen heute Liebesfragen für alle existentiellen Charakter. Beck steht die gegenwärtige „Hochkonjunktur“ der Liebe in der Folge eines „Individualisierungsschubs“.²⁵⁴ Die Liebe betone die Einzigartigkeit und verspreche zugleich die Gemeinsamkeit der Einzigen – und zwar nicht durch Rückgriff auf ständische, materielle oder rechtliche Werte, sondern kraft der Wahrheit und der Unmittelbarkeit des Gefühls. Gerade deswegen sei die Liebe die „pussegerechte Gegenideologie der Individualisierung“.²⁵⁵ Der Religion den Rang ablaufend gewinne die Liebe das „Monopol auf erlebbare Sozialität“²⁵⁶ – auch wenn es im „ganz normalen Chaos

²⁴⁶ Beck 1990, S. 251.
²⁴⁹ Nachdem seine Frau Sophie Mereau 1816 bei der Geburt des dritten Kindes gestorben war – keines der gemeinsamen Kinder überlebte die ersten Lebensmonate – schließt Brentano 1807 Hals über Kopf eine Ehe mit der 16-jährigen Auguste Bußmann, Mündel und Nichte des Frankfurter Bankiers Moritz von Bethmann. Die Beziehung beginnt mit spektakulären Liebes- und Streit-Szenen und endet mit inszenierten Selbstmordversuchen Augustes. Brentano ergreift die Flucht, kann jedoch erst 1812 geschieden werden. Vgl.: <http://www.goethehaus-frankfurt.de/brentanofotografie.html>, Zugriff am 25.05.2005.
²⁵⁰ Enzensberger 1988, S. 228 f. Zt. n.: Beck 1990, S. 249.
²⁵¹ Enzensberger 1988, S. 228 f. Zt. n.: Beck 1990, S. 249.
²⁵² Beck 1990, S. 251A.
²⁵³ Vgl.: Beck 1990, S. 250.
²⁵⁴ Vgl.: Beck 1990, S. 251.
²⁵⁵ Vgl.: Beck 1990, S. 239.
²⁵⁶ Vgl.: Beck 1990, S. 235.

verbunden sei eine Literarisierung, die „eine extensive Literatur und ein extensives Lesepublikum“ hervorbringe.

Dux beruft sich in diesem Zusammenhang auf Karoline von Günderode, Novalis, die Gebrüder Schlegel, Ludwig Tieck und Clemens Brentano, um das Credo der Romantiker hervorzuhoben: „die Poesie leben“.²⁴⁰ Die romantische Liebe sollte „dem anderen die verloren gegangene Welt wiederbringen, und das in einer alle Empirie übersteigenden Bedeutsamkeit des Dasens“.²⁴¹ Bei Friedrich Schlegel sieht Dux diese Funktionalisierung auf eine „unüberbietbare Formel“ gebracht.²⁴²

Mit der gesteigerten Bedeutsamkeit des Dasens habe die Liebe in der Romantik „exorbitante Bedeutung“ gewonnen.²⁴³ Allerdings muss Dux einräumen: „Die romantische Liebe ist nicht länger die Liebe unserer Tage“. Jene Form der Liebe sei in die Krise geraten, weil heutzutage nicht mehr ersichtlich sei, wie „ein Universum [...] noch als sinnstiftender Kosmos in irgendeiner Weise entstehen könne“. Denn auch die Poesie sei zu einer derartigen Sinnstiftung nicht mehr in der Lage.²⁴⁴ Die Bedeutung von Liebe verändere sich, so Dux, von Epoche zu Epoche. Der Bildungsprozess des Subjekts und sein Vermögen sowie seine Art zu lieben würden bestimmt durch den jeweiligen Verbund von anthropologischen und historischen Bedingungen.²⁴⁵ Insbesondere Dux' Anbindeung von Liebe an die Natur des Menschen und an die Ontogenese steht im krassen Gegensatz zur Theorie Lubmanns. Für Lubmann ist Liebe – wie Günter Burkart überspitzt formuliert – ein „kontingentes Kulturprodukt“, während Dux das Liebesbedürfnis als eine universal-anthropologische Konstante auffasst.²⁴⁶

4.6 Liebe als Religion: Ulrich Beck und Hartmann Tyrell

Ulrich Beck zielt in *Das ganz normale Chaos der Liebe* auf die Parallelen von Liebe und Religion ab. Religion und Liebe würden das Schema einer analog gebauten Utopie beinhalten. „Sie sind jede für sich Schlüssell aus dem Käfig der Normalität. Sie öffnen die Normalität auf einen anderen Zustand hin. Die Bedeutungsanzier der Welt werden aufgebrochen. Wirklichkeit anders und neu erstirmt.“²⁴⁷ Der „Liebesglaube“, befindet Beck, ist zunächst „die Liebe der Vereinzelten, aus Traditionen von Klasse und Stand

²⁴⁰ Vgl.: Dux 1994, S. 294.
²⁴¹ Vgl.: Dux 1994, S. 330. Vgl. u. a. zu Günderode: S. 296; zu Novalis, Schlegel, Tieck: S. 294; zu Brentano: S. 438 ff.
²⁴² Vgl.: Dux 1994, S. 424.
²⁴³ Schlegel 1963, Bd. 3, S. 64. Zt. n.: Dux 1994, S. 449. Über die Liebenden heißt es in Schlegels *Lucinde*: „Sie waren einer dem anderen ein Universum“.
²⁴⁴ Vgl.: Dux 1994, S. 424 u. S. 21.
²⁴⁵ Dux 1994, S. 466.
²⁴⁶ Vgl.: Dux 1994, S. 278.
²⁴⁷ Burkart 1996, S. 36.
²⁴⁸ Beck 1994, S. 231.

der Liebe“ vorwiegend um die „ewige Abwaschfrage“, das „sexuelle Wie“ und die „Kindesliebe“ gehe.
 Beck behauptet eine historische Abfolge: „Religion, Klasse, Liebe – nicht im Sinne einer Rangfolge oder Fortschrittsidee, aber im Sinne verschiedenartiger kultureller Zentren“.²⁵⁷ Er beruft sich auf Max Weber, der von „leitenden Wertideen“ spreche und dem „Licht“, das die kulturellen Bedeutsamkeiten entstehen oder verschwinde lasse.²⁵⁸

Hartmann Tyrell interessiert die „quantitative Bestimmtheit“ der romantischen Liebe.²⁵⁹ Diese Bestimmtheit zeige sich auf den ersten Blick und in exklusivem Sinne als „Sozialbeziehung zu zweit, als eine nur zu zweit mögliche Beziehung“.²⁶⁰ Die Ausschließlichkeit des „nur wir zwei“ empfindet Tyrell als „zwingende kulturelle Antwort auf das erhöhte Individualisierungsniveau der sich modernisierenden Gesellschaften“.²⁶¹ Tyrell will die romantische Liebe in der Gestalt betrachten, wie sie um 1800 verbindlich Kontur angenommen habe, im Wesentlichen als Literatur- und Libretto-Produkt.²⁶² Vorrangig zitiert er Friedrich Schlegel. Als das Kennzeichnende beim Erleben romantischer Liebe macht Tyrell ein Zusammentreffen von „Selektion und Höchstrelevanz“ aus.²⁶³ Unter ‚Selektion‘ versteht Tyrell „das Bedürfnis nach Interaktion, aber eben ein hochselektives Bedürfnis, nur auf einen bestimmten Menschen gerichtetes“.²⁶⁴

Den Begriff der ‚Höchstrelevanz‘ erläutert Tyrell in fünf Punkten:²⁶⁵ Erstens besäße die Höchstrelevanz der Liebe nicht nur die Qualität des Legitimen, sie trage auch die Konnotation des Gesollten. Die romantisch Liebenden müssten voneinander erwarten, dass jedem nichts höher, nichts heiliger sei als ihre Liebe. Zweitens habe der Anspruch der Höchstrelevanz einen monopolistischen Zuschnitt. Die romantische Liebe könne andere gleich gewichtige Nahbeziehungen neben sich nicht tolerieren. Drittens gelte in der Weltanschauung des romantischen Romans die Liebe als die wichtigste Angelegenheit des Lebens, als höchstes Gut im Menschen. Wie Beck verweist auch Tyrell darauf, dass diesen Rang bis dahin in Alteuropa die Religion selbstverständlich und unbestritten beansprucht habe. Viertens werde die romantische Liebe ihre Umwelt ab. Vor den Ansprüchen der Liebe sinke der Alltag auf den Status der Irrelevanz ab. Tyrell bezeichnet dieses Umweltverhältnis der romantischen Liebe als „wahrverwandt“ mit den Erlösungsreligionen. Und fünftens sei die romantische Liebe im Luhmannschen Sinne der Fall eines „unbedingten Präferenzcodes“, der nahe lege, „daß es besser sei, sich für

²⁵⁷ Beck 1990, S. 240.
²⁵⁸ Beck 1990, S. 241.
²⁵⁹ Tyrell 1987, S. 570-599.
²⁶⁰ Tyrell 1987, S. 573.
²⁶¹ Tyrell 1987, S. 573.
²⁶² Vgl.: Tyrell 1987, S. 573.
²⁶³ Vgl.: Tyrell 1987, S. 572.
²⁶⁴ Vgl.: Tyrell 1987, S. 571.
²⁶⁵ Vgl.: Tyrell 1987, S. 571 f.

den positiven als für den negativen Wert zu entscheiden“²⁶⁶ also für das Lieben und gegen das Nicht-Lieben. Die romantische Liebe werde mit dem Versprechen der höchsten Glücksgüter versehen. Wie religiöses Heil sei jene „Liebe um Liebe“ und damit ausschließlich um ihrer selbst willen.

Den „ungeheuren Kulturrefolg“ der mit der Ehe gekoppelten romantischen Liebe seit dem 19. Jahrhundert erklärt Tyrell mit dem von Luhmann beschriebenen Phänomen der Inklusion: „Für jedermann soll das unwahrscheinliche Ereignis der Liebe zugänglich gemacht werden, jedem ist im Prinzip zugehört, den einen zu finden, der einzig seine ‚andere Hälfte‘ sein kann.“²⁶⁷ Tyrell meint auch heute noch einen „durchschlagenden, tief in die Herzensaspirationen eingedrungenen Kulturerfolg der romantischen Liebe und ihrer Paarform“ erkennen zu können. Andererseits verweist er auf die nicht zu übersehende „Krise des Paares“. Die zeitgenössischen „Doktrinen von Liebe und Partnerschaft“ seien voller „Absagen: an das Regelwerk romantischer-dyadischer Liebe“.²⁶⁸

4.7 Liebe als kulturelles Programm: Karl Lenz

Karl Lenz betrachtet Liebe als kulturelles Programm. Das kulturelle Programm beziehungsweise der kulturelle Code umfasse „das Ingesamt der gemeinsamen Vorstellungen und Annahmen, die von einem Kollektiv mit einer bestimmten Emotion verbunden werden“. Das kulturelle Programm begrenze das Spektrum möglicher emotionaler Erfahrungen, indem es Vorgaben für Formen des Erlebens und des Ausdrucks und für die situative Angemessenheit einer Emotion mache. Kulturelle Codierungen beinhalten die Dramaturgien für das soziale Erleben, welche die Bedingungen angeben, unter denen eine bestimmte Emotion akut werde.²⁶⁹

Lenz bezieht sich auf Vertreter der Psychologie, auf Judith Schwartz und Phillip Shaver sowie auf Dieter Ulich und Hans-Peter Kapfhammer, wenn er den kulturellen Code als ein „überindividuelles Zeichensystem“ definiert.²⁷⁰ Der kulturelle Code werde auf der individuellen Ebene nicht einfach dupliziert. Vielmehr seien im individuellen Erfahrungswort Emotionen in Form von „Prototypen“ oder „Schemata“ enthalten. Diese Prototypen würden auf der Grundlage theoretischer kultureller Vorgaben gebildet. Sie seien aber auch immer ein „Kondensat vergangener Erkenntnisse und Verarbeitungen der Person“.²⁷¹

²⁶⁶ Luhmann 1986, S. 145-161. Zt. n.: Tyrell 1987, S. 572.
²⁶⁷ Vgl.: Luhmann 1982, S. 36 f. Zt. n.: Tyrell 1987, S. 591.
²⁶⁸ Tyrell 1987, S. 592.
²⁶⁹ Lenz 2003, S. 256.
²⁷⁰ Schwartz/Shaver 1987. Und: Ulich/Kapfhammer 1991. Zt. n.: Lenz 2003, S. 257 f.
²⁷¹ Vgl.: Lenz 2003, S. 257 f.

Der kulturelle Code einer Emotion könne, wie Lenz hervorhebt, von Kollektiv zu Kollektiv Unterschiede aufweisen und es sei auch möglich, dass er sich innerhalb einer Gesellschaft wandle.²⁷²

4.7.1 Das kulturelle Programm der romantischen Liebe

Dem kulturellen Code der romantischen Liebe misst Lenz eine „exponierte Stellung“ bei, er wirke bis in die Gegenwart fort. Deshalb untersucht Lenz im Beitrag *Liebe als kulturelles Programm* seiner *Soziologie der Zweierbeziehung*, wie jene ‚Leitidee‘ der romantischen Liebe in Beziehungsnormen umgesetzt worden sei.²⁷³

Aus literarischen Zirkeln kommend – Lenz identifiziert die Merkmale des Codes in Friedrich Schlegels *Lucinde*²⁷⁴ – habe sich das Ideal der romantischen Liebe nicht auf das kleine Segment ihres Entstehungsmilieus beschränkt, sondern nach und nach über die gesamte Gesellschaft ausgebreitet.²⁷⁵ „Die Diskursebene des literarischen Programms der romantischen Liebe wird sukzessive in fortschreitenden Realisierungsstufen auf der Ebene der Beziehungsnormen in beziehungs-relevanten Orientierungsvorgaben für Paare umgesetzt“, lautet Lenz' These.²⁷⁶ Zunächst nur von dem sich herausbildenden Bürgertum getragen, habe der romantische Liebescode dann Stück für Stück „milieutübergreifende Dominanz“ gewonnen.

Beziehungsnormen haben Lenz zufolge „immer sozialstrukturelle Gegebenheiten und korrespondierende Kulturmuster zur Voraussetzung“. Die spezifischen Voraussetzungen für die Umsetzung der literarischen Idealkonzeption in Beziehungsnormen hätten lange nur im Ansatz existiert, sich erst allmählich etabliert.²⁷⁷ Lenz argumentiert hier im Sinne Regina Mahlmanns, die sich auf die Analyse von konfessionell nicht gebundenen Ehe-Ratgebern aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert stützt. Mahlmann wendet ein, dass vom Vorhandensein eines romantischen Codes bis weit ins 20. Jahrhundert hinein keine Rede sein könne. Die geliebte Person sei nicht in ihrer Einzigartigkeit begriffen worden. Vielmehr habe bis in die Nachkriegszeit eine Orientierung an den Geschlechtscharakteren vorgeherrschet. Es habe „nicht die individuelle Person im Zentrum“ gestanden, „sondern die Person in ihrer Gattungsqualität als Mann oder Frau und speziell als Gatte und Gattin“.²⁷⁸ Das in der literarischen Fassung der romantischen Liebe vorhandene Merkmal der Androgynie²⁷⁹ sei, so wiederum Lenz, ein Aspekt, der

²⁷² Vgl.: Lenz 2003, S. 256.

²⁷³ Vgl.: Lenz 2003, S. 257.

²⁷⁴ Vgl. vor allem: Lenz 2003, S. 269; „[...] Lucinde, die für die volle Ausprägung des neuen Ideals steht.“

²⁷⁵ Vgl.: Lenz 2003, S. 264 f.

²⁷⁶ Vgl.: Lenz 2003, S. 266.

²⁷⁷ Vgl.: Lenz 2003, S. 266 f.

²⁷⁸ Mahlmann 1991, S. 291. Zt. n. Lenz 2003, S. 265.

²⁷⁹ Für Lenz stellt die literarische Fassung der romantischen Liebe einen Bruch mit den Vorstellungen der Hierarchie der Geschlechter dar. Er zitiert aus Schlegels *Lucinde*: „Eine unter allen [Situationen der Freunde, d. V.] ist die wichtigste und schönste: wenn wir die Rollen vertauschen und mit

lange keinen Eingang in die Beziehungsnormen von Liebe gefunden habe. Die romantische Liebe sei lange auf einer Realisierungsstufe verharret, die einer „durch die kulturell dominanten Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder gestützten Geschlechterpolarität Raum lässt“.²⁸⁰ Lenz macht für eine verzögerte Durchsetzung des vollständigen Beziehungsideals der romantischen Liebe das Fehlen von „unerlässlichen Voraussetzungen“ verantwortlich.²⁸¹ Im Bürgertum des 18. und 19. Jahrhunderts hätten die wirtschaftlichen und soziokulturellen Bedingungen der Ehe einer umfassenden Übernahme der Liebesheiratsnorm entgegengestanden: „Da Gefühle bekanntlich nicht satt machen, war ein Blick auf die ökonomischen Verhältnisse und die moralische Integrität des Ehegatten nahe liegend.“²⁸² Lenz vermutet, „dass es in erster Linie die Besitzlosen in guten materiellen Verhältnissen waren, die die Norm der Liebesheirat zur Grundlage ihrer Partnerschaft gemacht haben“. Ihre Blüte hätte die Norm der Liebesheirat erst durch die gesellschaftliche Dominanz dieser Sozialgruppe im 20. Jahrhundert erlangen können.²⁸³

4.7.2 Veränderungstendenzen in Beziehungsnormen

Ausgehend von der Frage, ob der romantische Liebescode heute noch Bestand habe, identifiziert Lenz in der Gegenwart Veränderungstendenzen. Mit der „Dominanz des Selbstverwicklungsmotivs, dem weitestgehenden Verschwinden der Geschlechtsspezifität und der Aufwertung der Kommunikation“ macht Lenz drei zentrale Veränderungstendenzen in den Beziehungsnormen aus. Seine Bestandsaufnahme leitet er vor allem aus Analysen von Ehe-Ratgebern und Ratgeber-Artikeln in viel gelesenen Frauenzeitschriften ab.²⁸⁴

Selbstverwicklung und „Streben nach persönlichem Wachstum“ seien in den aktuellen Beziehungsratgebern zu einem zentralen Motivkomplex aufgestiegen.²⁸⁵ In der literarischen Fassung der romantischen Liebe habe noch die Auflässung vorgeherrschet, dass die Aufopferung für die andere Person der höchste Beweis für die wahre Liebe sei. Die Verpflichtung, sich zumindest gegebenenfalls zu opfern, werde aber in der Gegenwart ersetzt durch das Bestreben, die Eigenständigkeit seiner Person zu wahren und auch die des Partners anzuerkennen.²⁸⁶

kindlicher Lust weiterförm, wer den andern tuschender nachhätten kann, ob dir die schonente Heftigkeit des Mannes besser gelinge oder mir die unzweifelnde Hingebung des Weibes. [...] Ich sehe hier eine wunderbare sinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menschheit.“ Vgl.: Schlegel 1999, S. 19. Vgl. a.: Lenz 2003, S. 264.

²⁸⁰ Lenz 2003, S. 266.

²⁸¹ Vgl.: Lenz 2003, S. 267.

²⁸² Lenz 2003, S. 270.

²⁸³ Lenz 2003, S. 271.

²⁸⁴ Vgl.: Mahlmann 1991. Und: Cunsian/Cordon 1988, S. 318-342.

²⁸⁵ Vgl. u. a.: Partner 1984, S. 116. Zt. n. Lenz 2003, S. 271.

²⁸⁶ Vgl.: Lenz 2003, S. 271 f.

Ein Schwinden der Geschlechtspezifität zeigt sich Lenz in einer weitgehenden Außerkräftsetzung geschlechtsspezifischer Verhaltensmuster. Parallel zum Aufkommen der literarischen Fassung der romantischen Liebe seien Frauen zunächst – das würden entsprechende Ratgeber zeigen²⁹⁷ – zu Sanftmut, Verständnis, Rücksichtnahme und Zurückhaltung verpflichtet und damit ungleich stärker als Männer eingeschränkt worden. Die amerikanische Soziologin Francesca M. Cancian bezeichnet die romantische Liebe ihrer Qualität nach – jedenfalls in der Ausprägung, die sich im 19. Jahrhundert entfaltet hat – als „feminized love“: „Feminized love was defined as what woman did at home [...] Love became a private feeling, disassociated from public life, economic productions“.²⁹⁸ Für die Gegenwart macht Cancian aus, dass diese „feminisierte Liebe“ mehr und mehr von einer „androgynen Liebe“ als neuem Code abgelöst werde. Grundlegend für den Wandel sind für Cancian die Veränderungen im Lebenszusammenhang von Frauen, die verstärkt das männliche Ideal der Unabhängigkeit übernehmen würden und immer weniger bereit seien, sich auf den Privatbereich zu beschränken. Das zeitgenössische Ideal, resümiert Lenz übereinstimmend, versuche „männliche Autonomie mit der weiblichen Affektivität zu verbinden“.²⁹⁹

Mit der schwindenden Geschlechtsspezifität und der aufkommenden Dominanz des Selbstverwichtungsmotivs steht Lenz eine „Aufwertung der Kommunikation zwischen Beziehungspersonen“ unlösbar verbunden.³⁰⁰ Das Gespräch werde zum „kardinalen Medium, durch das die Grundlagen des Zusammenlebens ausgehandelt, festgeschrieben, bestätigt und auch wieder revidiert werden“. Es nehme nicht nur der Gesprächsstoff zu. Zur Pflicht werde auch eine Offenheit, welche die Erwartung einschließe, „in seiner vollen Individualität verstanden zu werden.“³⁰¹

4.7.3 Soziologische Deutungsversuche. Einordnung

Lenz diskutiert die Versuche seiner Disziplin, die Veränderungstendenzen zu deuten. Niklas Luhmanns Diagnose lautet: „Skepsis gegenüber Hochstimmung jeder Art verbindet sich mit anspruchsvollen, hochindividualisierten Erwartungshaltungen.“³⁰² Es falle schwer, die heute vorfindbare Situation der Liebesemanik auf eine Leitformel zu bringen. Für Luhmann seien wir, so Lenz, „Zeitzegen des Niedergangs der romantischen Liebe“.³⁰³ Die „Alternative [...] des Alleinlebens“ werde heute Luhmann zufolge zunehmend als „Lebensplan ernst genommen“.³⁰⁴ Dem setzt Lenz entgegen, dass

²⁹⁷ Luhmann 1991, Zt. n. Lenz 2003, S. 272.

²⁹⁸ Cancian 1987, S. 24. Zt. n.: Lenz 2003, S. 273.

²⁹⁹ Lenz 2003, S. 273.

³⁰⁰ Vgl.: Lenz 2003, S. 273 f.

³⁰¹ Lenz 2003, S. 273.

³⁰² Luhmann 1982, S. 197.

³⁰³ Vgl.: Lenz 2003, S. 276.

³⁰⁴ Luhmann 1982, S. 197.

Jugendliche und junge Erwachsene heute schon früher feste Beziehungen eingängen und bereits Erfahrungen aus mehreren Beziehungen besitzen.²⁸⁵

Deutungen wie die von Anthony Giddens würden dagegen versuchen, die Veränderungstendenzen der Gegenwart in ein neues Liebesideal zu fassen. An diesen Begriffsvorschlägen (bei Giddens ‚confluent Love‘ bzw. ‚partnerschaftliche Liebe‘, d.V.) kritisiert Lenz, dass sie „einige Tendenzen auf Kosten anderer zu stark akzentuieren“.²⁸⁶ Die neu ausgemachten Ideale beziehen sich etwa auf das Verblässen der Geschlechterpolarität und den Anspruch auf Gleichberechtigung. Eine solche Tendenz sei zwar vorhanden, räumt Lenz ein, allerdings dürfe man sie nicht als einzig vorherrschende darstellen.

Als „pointierte Gegenposition zur Niedergangsthese“²⁸⁷ Luhmanns sieht Lenz diejenige von Ulrich Beck. Liebe werde von Beck der Rang einer „irdischen Religion“ zuerkannt. Becks These (wie auch die Hartmann Tyrells, d.V.) macht Lenz zufolge adäquat auf den Bedeutungszuwachs der Liebe aufmerksam. Aber auch Beck werde den Veränderungsprozessen der Liebe in der Gegenwart letztlich nicht gerecht, da er zu sehr die Inhalte des gegenwärtig vorhandenen Liebesideals ausblende.²⁸⁸

4.7.4 Romantisch gesteigerte und entromantisierete Liebesvorstellungen der Gegenwart

„Die Liebesvorstellungen der Gegenwart [...] sind im Sinne einer weiter fortschreitenden Realisierung einerseits dem Diskursideal der romantischen Liebe beachtlich näher gerückt. Andererseits haben sie sich von diesem Ideal auch entfernt.“²⁸⁹ schreibt Lenz. Die normative Verankerung der Liebe zeichne sich sowohl durch Tendenzen der Steigerung romantischer Sinngelalte als auch durch Tendenzen des Verlusts dieser Sinngelalte aus. Die verankerten Liebesleitbilder seien „zugleich romantisch gesteigert wie auch entromantisieret“.²⁹⁰

Als romantisch gesteigerte Tendenzen weist Lenz dreierlei aus.³⁰¹ Erstens habe die im romantischen Liebesideal angelegte Betonung der Individualität erst in der Gegenwart ihre volle Realisierung erlangt. Zweitens habe der wesentliche Programmpunkt der literarischen Fassung des romantischen Liebesideals, das Eins-Sein von seelischer und sinnlicher Liebe, erst im Anschluss an die späten Sechzigerjahre Eingang in die Beziehungsnormen gefunden. Die Aufklärungsquelle der Sechzigerjahre habe Sexualität weitestgehend enttabuisiert und zu einem „lustvollen gemeinsamen Erfahrungsbereich für Männer und Frauen“ gemacht.

²⁸⁵ Vgl.: Lenz 2003, S. 276 f.

²⁸⁶ Vgl.: Lenz 2003, S. 277.

²⁸⁷ Lenz 2003, S. 278.

²⁸⁸ Vgl.: Lenz 2003, S. 278.

²⁸⁹ Lenz 2003, S. 279.

²⁹⁰ Vgl.: Lenz 2003, S. 279.

²⁹¹ Vgl.: Lenz 2003, S. 279 f.

Und drittens folge heute aus der Erfahrung von Liebe „nicht mehr bindend und motivational zwingend“ die Schließung einer Ehe. Das literarische Ideal der romantischen Liebe habe zwar Liebe und Ehe verbunden, allerdings mit einem transformierten Begriff von Ehe. Lenz zitiert in diesem Zusammenhang den Juristen und Familienrechtler Dieter Schwab: „Liebe ist [für die Romantik, d.V.] Ehe, auch ohne Trauung und bürgerliche [sowie kirchliche, d.V.] Zeremonien. Ehe bedeutet das Einswerden von Mann und Frau in der Liebe.“³⁰² Es sei an dieser Stelle vermerkt, dass auch Friedrich Schlegel Liebe mit Ehe dieser Art gleichsetzt: „Ich kann nicht mehr sagen, meine oder Deine Liebe; beyde sind gleich und vollkommen Eins, so viel Liebe als Gegenliebe. Es ist Ehe, ewige Einbeit und Verbindung unsrer Geister.“³⁰³

Lenz benennt allerdings auch Tendenzen des Verlusts romantischer Sinngehalte.³⁰⁴ Größtenteils rührten sie von Paradoxien her, die bereits im literarischen Ideal angelegt seien. So stünde das romantische Gelbnis der Dauerhaftigkeit dem Anspruch auf Höchstbewertung der Individualität paradox gegenüber. Die „versprochene Ewigkeit“ werde zu einem „leeren Versprechen“, sobald die Liebe schwinde. Darüber hinaus werde der Individualitätsanspruch der romantischen Liebe von ihm selbst enttäuscht. Dass die geforderte Einheit des Selbst- und des Fremdbezugs, die vollkommene Überwindung der Fremdheit, scheitern müsse, habe schon Simmel deutlich gemacht. In der Tat heißt es in Simmels *Fragmens über die Liebe*: „Gerade wenn man zu Zweien ist, ist man allein: denn dann ist man eben getrennt, ist gegenüber, ist der andere. Und wenn man zur Einheit verschmolzen ist, ist man wieder allein: denn nun ist nichts mehr da, was die Einsamkeit des Nur-Eins-Seins aufheben könnte. [...] Insofern ist die Liebe die reinste Tragik: sie entzündet sich nur an der Individualität und zerfällt an der Unüberwindlichkeit der Individualität.“³⁰⁵

Im Kontext der gegenwärtig geltenden Beziehungsnormen, die Lenz untersucht, würden sowohl die Ehemschaft als auch die Relation zur Umwelt anders bewertet als noch im literarischen Ideal der romantischen Liebe.³⁰⁶ Während die Romantik das gemeinsame Kind als Vollendung wahrer Liebe ausgewiesen habe, könnten Paare sich heute auch gegen Kinder entscheiden, ohne dass ihnen deshalb eine instabile emotionale Bindung attestiert werde. Außerdem sei der „devaluative Bezug“ der romantisch Liebenden zur Umwelt von einem Verhältnis abgelöst worden, das auch jenseits der Zweierbeziehungen wichtige Bezugspunkte und -personen zulasse.

³⁰² Schwab 1975, S. 286, Zf. n.: Lenz 2003, S. 200.

³⁰³ Schlegel 1999, S. 17.

³⁰⁴ Vgl.: Lenz 2003, S. 280 f.

³⁰⁵ Simmel 1965(b), S. 273 f.

³⁰⁶ Vgl.: Lenz 2003, S. 280 f.

5 Karl Lenz' Liebesbegriff als vergleichende Kategorie. Friedrich Schlegels *Lucinde* und *Sex and the City*

Im Folgenden möchte ich begründen, warum Karl Lenz' Liebesbegriff als Instrument geeignet ist, die Liebesemanik der Fernsehserie *Sex and the City* zu erfassen. Lenz' Begriff eines „kulturellen Programms“ der Liebe berücksichtigt die Liebe als semantische Gegebenheit, deren kulturspezifische Funktion es sei, emotionale Bindungen zu regeln. Dieses Programm gewinnt bei Lenz deutlich handlungsleitenden Charakter. Es beinhaltet Dramaturgien für das soziale Erleben einer Emotion und wirkt nicht bloß „rein“ kommunikativ. Erst Lenz' Unterscheidung zwischen einer literarischen Diskursebene und einer Ebene der faktischen Beziehungsnormen integriert normative Vorgaben für Zweierbeziehungen als beweglichen (schon oder noch nicht realisierten) Teil des Programms. Gesellschaftliche Veränderungsprozesse werden einbezogen. Abweichungen vom literarischen Ideal werden nicht als neues allgemeingültiges Leitbild überbewertet, sondern vielmehr als Realisierungsstufen dieses starken, kulturhistorisch gewachsenen Ideals der romantischen Liebe interpretiert. Solche Betrachtungsweise gesteht dem Ideal der romantischen Liebe eine gesellschaftliche Genese zu, ohne es ausschließlich im neuzeitlichen Gesellschaftssystem zu verorten. Das „Lieben an sich“ wird auch als ein anthropologisches Grundbedürfnis gesehen, das nicht erst als Produkt des gesellschaftlichen Strukturwandels im 18. Jahrhundert aufgekommene ist. Das Modell fortschreitender Realisierungsstufen lässt wiederum auch Rückschlüsse über die Diskursebene zu, auf der das romantische Ideal literarisch verhandelt wird.

Lenz berücksichtigt nur die literarischen Diskurse, während meine Untersuchung den Anwendungsbereich des Begriffs der romantischen Liebe um das relativ neue Massenmediumgenre Fernsehserie erweitert. Zutreffend verweist Kornelia Hahn darauf, dass Liebesdarstellungen heute „eine wirklich mit massenhafter Aufmerksamkeit bedachte Öffentlichkeit noch vor dem Roman im Film“ gewinnen.³⁰⁷ Fernsehen erzeuge eine einerseits „hohegradig artifizielle Realität“, die andererseits durch ihre technische Eigenart wie kein anderes Medium einen „wirklichkeitsgetreuen Eindruck“ zu vermitteln vermöge.³⁰⁸ Thomas Bruns fordert deshalb, insbesondere das Genre Fernsehserie als Indikator sozialen Wandels zu analysieren. „Als filmische Verarbeitung des Grundthemas Alltagsleben nähert sie [die Fernsehserie, d.V.] sich wirkungsvoll in multiplen und leicht erkennbaren Bezügen den Lebenserfahrungen und Wunschvorstellungen ihres Publikums an“, schreibt Bruns und begründet darauf, warum

³⁰⁷ Hahn 1998, S. 156.

³⁰⁸ Vgl.: Hahn 1998, S. 158. Auch Luhmann spricht von einer trivialisierten „Kleinte-Leute-Romantik“, die heutzutage direkt den Konsumenten von Buch und Film befriedigt werfe. Vgl.: Luhmann 1982, S. 190 f. Vgl. a.: Leupold 1989, S. 301: Fernsehen „versuche es mit sich, daß die Liebesemanik ihr hohes literarisches Niveau nicht haben konnte.“ Und: Theweleit 1991, S. 10: „als die Liebe aus den Büchern auf Leinwände und Schallplatten übergezogen ist.“

sich Fernsehserien in besonderer Weise für eine Analyse gesellschaftlicher Wertorientierungen eignen würden.³⁰⁹

(Aktuelle Wirkungsforschungsansätze zum einen und die Charakteristika des Genres Fernsehserie zum anderen sollen an anderer Stelle skizziert werden.)³¹⁰ Für Lenz ist Friedrich Schlegels *Lucinde* der Grundtext der literarischen Diskursebene. Es heißt dort: „Darum liebst Du mich auch ganz und überläßt keinen Theil von mir etwa dem Stuhle, der Nachwelt oder den männlichen Freunden. Es gehört Dir alles und wir sind uns überall am nächsten und verstehn uns am besten. Durch alle Stufen der Menschheit gehst Du mit mir, von der ausgelassensten Simulichkeit bis zur geistigsten Geistigkeit.“³¹¹ Eine auffällig ähnliche Liebe beschwört mehr als zwei Jahrhunderte später die Protagonistin einer der international erfolgreichsten Fernsehserien der Jahrausendwende. Die Figur der Carrie, deren Zeitungskolumne über ihr Singles-Dasein in *New York Sex and the City* den Rahmen gibt, resümiert in der finalen Folge: »Ich bin jemand, der nach Liebe sucht, wahrer Liebe ... lächerlicher, unbequemer, verzehrender, Wir-können-nicht-ohne-einander-leben?-Liebe.«³¹²

Ob man nun an der Fernsehserie sozialen Wandel abzulesen versucht (im Sinne der Lenzschen Realisierungsstufen) oder *Sex and the City* (nach einer Buchvorlage entstanden) als Fortführung eines literarischen Diskurses betrachtet, in jedem Falle zeichnen sich Parallelen ab zwischen der romantischen *Lucinde*- und der zeitgenössischen *Sex and the City*-Liebe. Dieses Parallelen systematisch zu identifizieren, ist Aufgabe meiner Untersuchung.³¹³

Die beiden angeführten Werke – ein romantischer Roman und eine zeitgenössische Fernsehserie – scheinen mir ein vorzügliches Gegenstand zu sein, um Lenz' Diagnose von romantisch gesteigerten und zugleich entromantisierten Liebesleitbild der Gegenwart zu überprüfen.

Meine These: Die Liebesvorstellungen, welche die Fernsehserie *Sex and the City* an der Wende zum 21. Jahrhundert (re-)präsentiert, sind im Sinne einer weiter fortschreitenden Realisierung dem Diskursideal der romantischen Liebe, wie sie Friedrich Schlegel 1799 in *Lucinde* entwirft, beachtlich nahe gerückt. *Sex and the City* transportiert einen romantischen Sinngehalt.

Vor dem Hintergrund des bereits skizzierten historischen Diskurses über die Liebe und dessen soziologischer Verortung sollen nun die jeweils präsentierten Liebesideale dargestellt und miteinander verglichen werden.

³⁰⁹ Vgl. Bruns 1996, S. 208.

³¹⁰ Vgl. S. 63 ff. dieser Arbeit.

³¹¹ Schlegel 1999, S. 16 f.

³¹² SutC, S. VI, F. 20.

6 Lucinde

6.1 Der Autor

Karl Wilhelm Friedrich Schlegel wird 1772 in Hannover als jüngstes von sieben Kindern in eine „traditionsbewusste, entschieden protestantische und kulturell hoch ambitionierte“³¹³ Familie hineingeboren. Kindheit und Jugend verbringt das „Sorgenkind“³¹⁴ Karl Wilhelm Friedrich größtenteils bei Verwandten. 1788 nötigt ihn der Vater Johann Adolf, Superintendent und „Nebenstundendichter“, zu einer Banklehre. Im Revolutionsjahr 1789 beginnt Schlegel, der keine abgeschlossene Gymnasialausbildung besitzt, sein breit angelegtes Studium. Zunächst studiert er gemeinsam mit Bruder August Wilhelm Jura, Philologie, Geschichte und Philosophie in Göttingen. Von 1791 bis 1793 setzt Schlegel sein Studium ohne den schon bald berühmten³¹⁵ Bruder in Leipzig fort. Den Januar 1794 und den Sommer 1798 verbringt er aus finanzieller Not bei seiner Schwester Charlotte in Dresden. Beeindruckt von den Kunstschatzen der dortigen Gemäldegalerie entstehen erste ästhetische und geschichtsphilosophische Publikationen, die ihm zu frühem Ruhm verhelfen.³¹⁶

Im Sommer 1796 folgt Friedrich seinem Bruder August Wilhelm nach Jena. Dort findet sich in den Jahren bis 1800 der frühromantische Kreis zusammen, dem neben den Brüdern Schlegel auch Schelling, Novalis, Tieck, Schleiermacher sowie Caroline Böhmer und Dorothea Veit³¹⁷ angehören.

In diesen Jahren erscheinen von Schlegel in den Zeitschriften *Deutschland* und *Lycäum*, Organ der Berliner Aufklärung, viel beachtete Aufsätze. In den Berliner literarischen Salons von Henriette Herz und Rahel Levin lernt er 1797 Dorothea Veit, eine Tochter Moses Mendelssohns, kennen. – Schlegel und Dorothea leben bald zusammen, heiraten aber erst 1804, sechs Jahre nach der Scheidung Dorotheas vom Bankier Simon Veit. Im Mai 1798 erscheint das erste Heft Friedrich Schlegels eigener „später legendärer, geistreicher, frühromantisch-witziger“³¹⁸ Zeitschrift *Athenaeum*.³¹⁹

Einen Skandal, der beinahe Schlegels Habilitation gefährdet, löst 1799 sein einziger, deutlich autobiografischer und „ebenso bemüht intellektueller wie erotisch emanzipierter“³²⁰ Roman *Lucinde* aus. Die akademische Laufbahn in Jena scheint nun

³¹³ Killy 1991, S. 260.

³¹⁴ Killy 1991, S. 261.

³¹⁵ Aufsehen erregten seine bis heute rezipierten Shakespear-Übersetzungen zusammen mit Ludwig Tieck.

³¹⁶ Dammert: Über das Studium der griechischen Poesie, 1797. Vgl.: Killy 1991, S. 216.

³¹⁷ Caroline Böhmer, geborene Michaelis, verwitwet 1788, heiratet 1796 August Wilhelm Schlegel und nach gescheiterter Ehe 1803 F. W. J. Schelling. Dorothea Veit heiratet 1804 Friedrich Schlegel.

³¹⁸ Killy 1991, S. 261.

³¹⁹ Von Schlegel darin u. a. seine Rezension von Goethes *Wilhelm Meister*, das Gespräch über die Poesie. Vgl.: Killy, S. 261.

³²⁰ Killy 1991, S. 261.

seine Entwicklung zu künstlerischer Reife. Der erzählende Mittelteil ist umrahmt von je sechs Kapiteln reflexiver Natur. Die ersten Kapitel beschäftigen sich mit dem seelischen Zustand, den Julius durch die Vereinigung mit Lucinde erreicht, die letzten mit dem weiteren Verlauf der Liebesbeziehung. Der Text ist nicht chronologisch organisiert. Die ersten sechs die „Lehrjahre der Männlichkeit“ rahmenden Kapitel beschäftigen sich mit dem seltsamen Gegenwart, deren Glück gelegentlich durch Rückblenden verstärkt wird. Sie handeln vom Glück der Liebe und rechter Lebensführung sowie von Muße und Treue. Während die ersten sechs Kapitel den Zustand des Helden beschreiben, den er am Ende der „Lehrjahre der Männlichkeit“ erreicht hat, beziehen sich die abschließenden sechs auf die Zukunft der Liebesbeziehung und Freundschaft. Abgetandelt werden dabei auch Gemüts, Familiengründung und Stand oder Krankheit und Tod.

Wird der Mittelteil in der dritten Person Singular erzählt, bestehen die Rahmenteile vor allem aus monologischen Partien des Julius, vorwiegend in Briefform. Von der Protagonistin selbst erscheinen keine Briefe oder Monologe. Der Roman ist aus der Perspektive des Mannes verfasst.

Diese Perspektive durch eine weibliche auszuweichen, ist einer von Schlegels zahlreichen Plänen zur Fortsetzung des Romans.³²⁹ Den Titel *Lucinde* hat Schlegel mit dem Zusatz *Erster Theil*³³⁰ versehen. Trotz „verzweifelter Anstrengungen“³³¹ – Ernst Behler verweist auf diverse „Bruchstücke und etwa 60 Gedichte“ sowie „unerschöpfliche Werkpläne“³³² – gelingt Schlegel keine Fortsetzung. *Lucinde* bleibt Fragment.

6.3 Lesarten: Romantheorie oder Liebesgeschichte

„Die Lucinde nennt sich zunächst vor allem deshalb Roman, weil ihre Prosa sich aus dem Liebesthema konstituiert“³³³ schreibt Friedrich Schliermacher 1800 in seinen *Vertrauten Briefen über Friedrich Schlegels Lucinde*. „Ein Roman ist ein romantisches Buch“³³⁴ definiert Schlegel seinerseits im *Brief über den Roman*. „Romantisch“ nach Schlegels Verständnis und Sprachgebrauch ist, „was uns einen sentimentalen Stoff in einer fantastischen Form darstellt.“³³⁵ Und für die „Quelle aller Poesie“³³⁶ hält Schlegel wiederum einzig die Liebe. „Die Liebe ist dem Werk Alles in Allen, es hat nichts anders

³²⁹ Vgl.: Behler 1992, S. 100

³³⁰ Vgl.: Schlegel 1999, S. 5.

³³¹ Vgl.: Behler 1992, S. 100.

³³² Vgl.: Behler 1992, S. 100.

³³³ Schliermacher 1988, S. 186 f. Zt. n.: Braun 1999, S. 121.

³³⁴ Vgl.: Schlegel 1999, S. 185. (Begriffs-Repertorium. Zt. n.: Brief über den Roman, 1800. In: KA II 335). Vgl. a.: Bobsin 1994, S. 176.

³³⁵ Vgl.: Schlegel 1999, S. 192. (Begriffs-Repertorium. Zt. n.: Brief über den Roman, 1800. In: KA II 333).

³³⁶ Vgl.: Schlegel 1999, S. 162. (Begriffs-Repertorium. Zt. n.: Fragmente zur Poesie und Literatur, 1797-1801. In: KA XVI 223). Vgl. a.: Bobsin 1994, S. 176.

versperrt. 1801 ziehen Dorothea und Schlegel über Berlin, Dresden und Leipzig nach Paris, wo Schlegel orientalistisch-sprachwissenschaftliche Studien³²¹ aufnimmt. Sein Trauerspiel *Alaricos* von 1802 ist geprägt von einer „theologischen Ästhetik irdischen Unheils“.³²² Goethe lässt das Stück in Weimar uraufführen, aber der Erfolg bleibt aus.

Mit seiner zweiten Zeitschrift *Europa* bemüht sich Schlegel von 1803 bis 1805 „programmatisch um eine Kulturidentität, die auch für orientalistische Weisheiten offen sein sollte“.³²³ Der „ehemalig intellektuelle Provokateur“³²⁴ vollzieht schließlich eine Neuorientierung und konvertiert 1808 zum Katholizismus. 1809 erhält Schlegel seine erste feste Stelle als Hofsekretär in Wien und Herausgeber einer Armeezeitschrift im Stab des Erzherzogs Karl. In Wien hält er von 1808 bis 1828 mit großem Erfolg Vorlesungen³²⁵ vor überwiegend adligem Publikum. 1812 bis 1813 erscheint das *Deutsche Museum*, eine weitere Zeitschrift Schlegels, die nun kulturkonservativ ausgerichtet ist. Schlegel entwickelt sich zu einem „manchmal selbst seinen Anhängern obskur erscheinenden Reaktionsär“.³²⁶ 1815 verleiht ihm der Papst den Christusorden.³²⁷

1814 nimmt Schlegel am Wiener Kongress teil, 1815 bis 1818 ist er Österreichischer Legationsrat am Frankfurter Bundestag. 1819 begleitet er als Kunstsachverständiger den Kaiser und Metternich auf einer Italienreise. Weitere höhere Staatsämter werden Schlegel nicht gewährt. Bis zu seinem Tod 1829 arbeitet Schlegel in Wien an der Gesamtausgabe seiner Werke. Er wird in Dresden auf einem katholischen Friedhof beerdigt.

6.2 Roman. Inhalt und Struktur

Lucinde erscheint 1799 in Berlin. Friedrich Schlegels stark autobiografischer Roman ist sogleich Skandal unweit. Im Mittelpunkt steht der junge Julius (Schlegels Alter Ego), der nach „Lehrjahren der Männlichkeit“ Lucinde begegnet – einer gleichfalls beziehungsfernen Frau.

Der Text, der mit seinem Untertitel *Ein Roman* nachdrücklich auf seine Gattungszugehörigkeit verweist, besteht aus 13 Kapiteln,³²⁸ die formal und inhaltlich systematisch gegliedert sind. Das Mittelstück und längste Kapitel „Lehrjahre der Männlichkeit“ skizziert Julius' Weg zur Liebesfähigkeit und zur Geliebten Lucinde sowie

³²¹ Über die Sprache und Weisheit der Indier, Heftleberg 1908. Vgl.: Killy 1991, S. 261.

³²² Killy 1991, S. 261.

³²³ Killy 1991, S. 261.

³²⁴ Killy 1991, S. 261.

³²⁵ Über dramatische Kunst und Litteratur, 1808; Über die neuere Geschichte, 1811; Geschichte der alten und neuen Litteratur, 1812; Philosophie des Lebens, der Geschichte sowie der Sprache und des Wortes, 1827/1828. Vgl.: Killy 1991, S. 262.

³²⁶ Killy 1991, S. 262.

³²⁷ Weil er sich für die Rückgabe 1808 säkularisierten Kirchenbestandes engagiert hat. Vgl.: Killy 1991, S. 262.

³²⁸ Julius an Lucinde; Dithyrambische Fantasie über die schönste Situation; Charakteristik der kleinen Wilhelmiae; Allegorie von der Freiheit; Idylle über den Mühsiggang; Freue und Schmerz; Lehrjahre der Männlichkeit; Metamorphosen; Zwei Briefe; Eine Reflexion; Julius an Antonia; Sehnsucht und Ruhe; Tiradeleyen der Fantasie. Vgl.: Schlegel 1999, S. 224.